MASTER NEGATIVE NO. 92-80754-3

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:
LOOSER, GUIDO

TITLE:
MOMMSENS KUNST DER DARSTELLUNG . . .

PLACE:
ZURICH

DATE:
1918

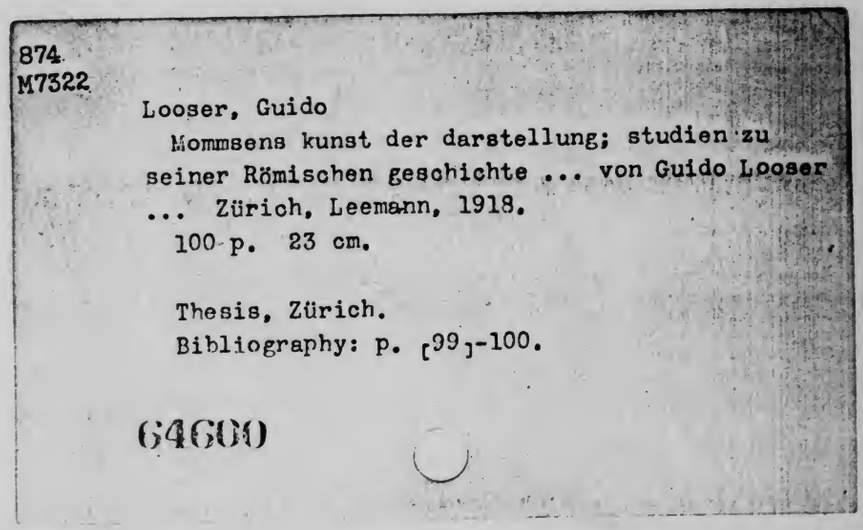
Master Negative #

92-80754-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



874
M7322

Looser, Guido
Mommsens kunst der darstellung; studien zu seiner Römischen geschichte ... von Guido Looser ... Zürich, Leemann, 1918.
100 p. 23 cm.

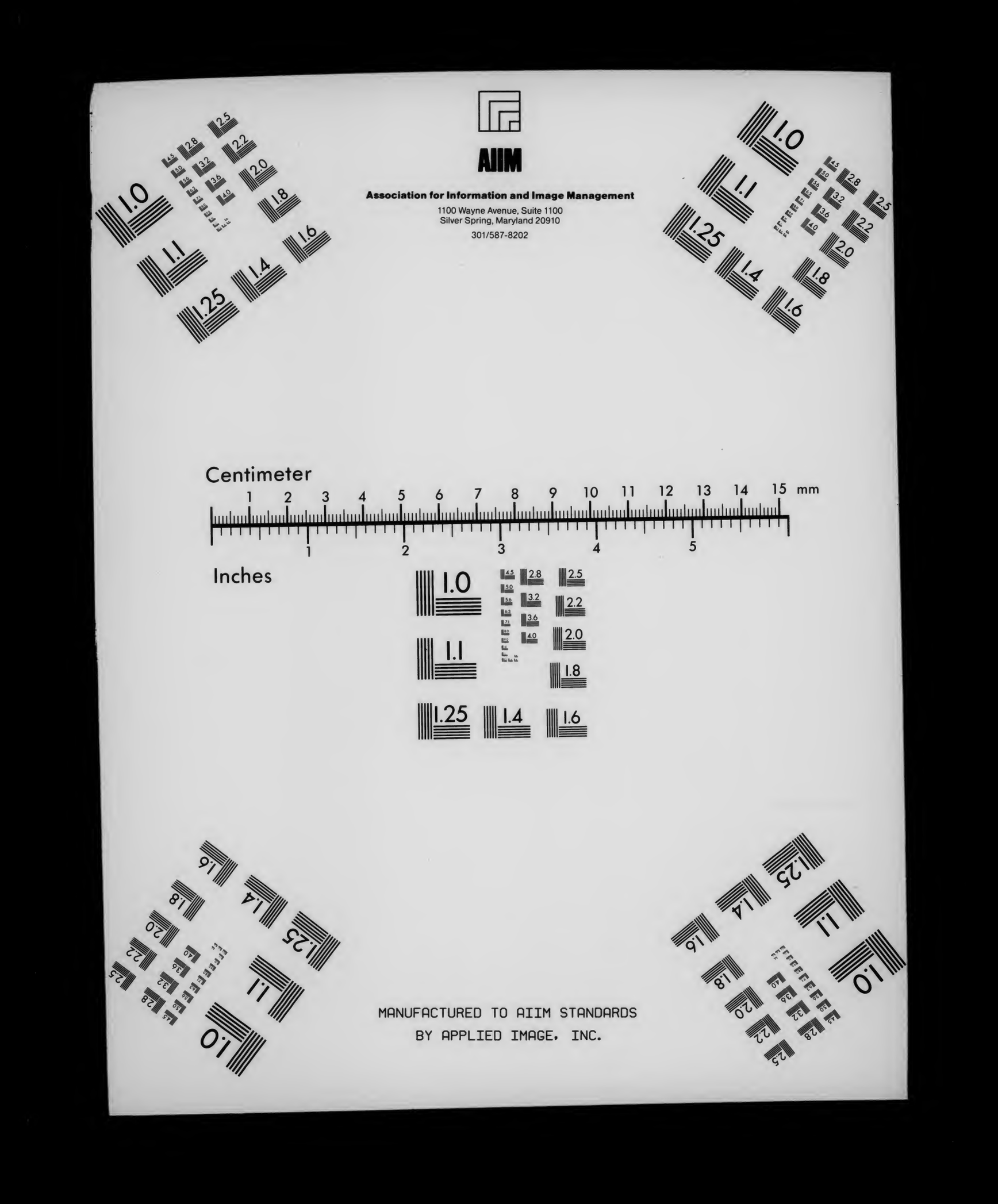
Thesis, Zürich.
Bibliography: p. [99]-100.

64600

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 9/21/92 INITIALS S.M
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Univ. Exchange DEC 10 1926

Mommsens Kunst der Darstellung.

Studien zu seiner Römischen Geschichte.

....

Von Dr. phil. **Guido Looser**

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Mommsen.
D. Verf.

Mommsens Kunst der Darstellung.

Studien zu seiner Römischen Geschichte.

■■■■

INAUGURAL-DISSERTATION
ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT I
DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH
VORGELEGT VON

Guido Looser
aus Kappel (St. Gallen).

Genehmigt auf Antrag von Herrn
Prof. Dr. MEYER v. KNONAU

ZÜRICH ▫ 1918.
Diss.-Druckerei Gebr. Leemann & Co.
Stockerstr. 64.

874
M7322

Feb 4, 1929 AOT
" 18 " GSP

Inhalt:

	Seite
Der Gesichtspunkt	5
Das Werk	12
Die Vorbereitung	25
Die Verzögerung	35
Die Steigerung	41
Gegensatz und Vergleich	50
Die Gegenständlichkeit	54
Die Vergegenwärtigung	61
Universale Zusammenhänge	65
Charakteristik	68
Das persönliche Hervortreten	88
Literaturnachweis	99

Jeder deutsche Geschichtsschreiber
steht äußerst vereinzelt und einsam
wie ein besonderes Problem da....
Lorenz.

Der Gesichtspunkt.

Man kann nicht den historischen Darstellungsmitteln eines Geschichtswerkes nachgehen, ohne auf die Frage zu stoßen nach dem Verhältnis von Kunst und Wissenschaft in der Geschichtsforschung. Daß sich darüber schon eine eigene Literatur gebildet hat, zeigt nur, wie beunruhigend dieses Problem ist, und wie tief es sitzt. Der Grund hiefür liegt in der Macht der Überlieferung und dem Wesen der Objekte, die den Stoff der Geschichtswissenschaft bilden. Es gab Zeiten, da die Wissenschaften und besonders die Historie sich mit den Forderungen der Kunst vertrugen. Den „Alten“ war die Geschichte eine Kunst, aber nach und nach schälte sich ihre hauptsächliche Aufgabe heraus, und immer bestimmter stand ihr Ziel nach Wahrheit und Erkenntnis der menschlichen Entwicklung; allein die Kunst folgte ihr auch da stets wieder nach; bewußt verbannte man sie in die Darstellung, sie sollte nur die Arbeit haben, die ihr in jeder Naturwissenschaft auch zugebilligt wurde und wird, wissenschaftliche Resultate in guter Form zusammenzufassen. Aber damit war die Grenze nicht fest gezogen, die Kunst blieb in beunruhigender Nähe, denn, und das ist das Wesentliche, die Geschichte trennte sich nicht auch mit ihren Objekten von der Kunst wie die Naturwissenschaften, sondern wie die Kunst beschäftigte sie sich mit dem Menschen, seiner Entwicklung und seinem Schicksal. So galt es für sie eine viel ernstere Auseinandersetzung mit der Kunst vorzunehmen. Es

ist wohl kein großer Historiker von diesem Zwiespalt unberührt geblieben; aber ich finde keinen, der nicht unbewußt nach künstlerischen Gesetzen schuf und bewußt die Mitwirkung wenigstens des Schöpferischen in der Geschichtsschreibung anerkannte.

Ranke stellt wohl die Wissenschaft in den Mittelpunkt, denn er sagt: „Die vornehmste Forderung an ein historisches Werk bleibt doch immer, daß es wahr sei, daß die Dinge sich so begeben haben, wie sie dargestellt werden; das wissenschaftliche Verdienst ist das bei weitem überwiegende“ (Sämtliche Werke, Bd. XII, S. 5), aber er anerkennt auch die Mitarbeit der Kunst, „die Historie ist zugleich Kunst und Wissenschaft; sie hat alle Forderungen der Kritik und Gelehrsamkeit so gut zu erfüllen, wie etwa eine philologische Arbeit, aber zugleich soll sie dem gebildeten Geist denselben Genuß gewähren wie die gelungenste literarische Hervorbringung“ (Einleitung zu seiner Geschichte der römischen und germanischen Völker).

Und Mommsen zieht die Geschichte in den Kreis der reinen Kunstgattungen (R. G. III, S. 615), und in seinem V. Bande will er „die Spuren des Werdens, allgemeine Institutionen in ihrer Beziehung auf die einzelnen Landesteile, mit den für jede derselben durch die Natur des Bodens und der Bewohner gegebenen Bedingungen durch die Phantasie, welche wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter ist, nicht zu einem Ganzen, aber zu dem Surrogat eines solchen zusammenfassen“ (Bd. V, Einleitung, S. 5).

Er selber hatte die Gefühlstiefe des Künstlers. Man würde das aus seiner Römischen Geschichte herauslesen, auch wenn man nicht wüßte, daß er mit seinem Bruder Tycho und seinem Freunde Theodor Storm eigene Gedichte herausgegeben hat, und er konnte in der Tat keine Geschichte schreiben „sine ira et studio“; so ist es denn auch nicht auffallend, daß er über Polybios urteilte: „Aber alle diese ungemeinen Vorzüge machen noch keineswegs einen Geschichtsschreiber ersten Ranges. Polybios faßte seine literarische Aufgabe, wie er seine praktische faßte, mit großartigem Verstand, aber auch nur mit dem Verstande. Die Geschichte, der Kampf der Notwendigkeit und der Freiheit, ist ein sittliches Problem; Polybios behandelt sie, als wäre sie ein mechanisches“ (R. G. II, S. 452).

Mommsen war allerdings zu ernster Forscher, um Geschichte mit Kunst zu verwechseln; aber wenn ihm der Stoff jedes künstlerische Element vorenthielt, und die Sicherheit der Forschung nicht erlaubte, eine historische Entwicklung in völliger Kenntnis als ein Ganzes zu erleben und darzustellen, beschlich ihn eine schmerzliche Bitterkeit; so schließt er denn die Einleitung zu seinem V. Bande so: „Es ist dem Künstler, aber nicht dem Geschichtsschreiber erlaubt, das Antlitz des Arminius zu erfinden. Mit Entsagung ist dies Buch geschrieben und mit Entsagung möchte es gelesen sein“ (R. G. V, S. 6).

Und es ist doch auch von Bedeutung, daß bedeutende Geschichtswerke von Zeitgenossen und Nachfahren immer als Kunstwerke empfunden wurden. Dennoch hat sich der Zwiespalt in unsere Tage hinein weiter geöffnet, und es gibt eine Ansicht, die alle Fäden der Überlieferung zerreißt und Kunst und Wissenschaft strenge trennt. So schreibt Oswald Orth in seinem „Versuch einer Theorie der historischen Wissenschaft“ (Rostock 1869), S. 11: „Die Wissenschaft kennt kein anderes Prinzip als das der Wahrheit und bildet daher auf realer Grundlage eine Weltanschauung aus, von welcher Idee man die strengste Übereinstimmung mit der Wirklichkeit fordern darf; sie will uns nicht eigenmächtig etwas Neues, sondern nur das, was wir denken, zum Bewußtsein bringen. Die Kunst entnimmt der Realität nichts außer der Schönheit, in welcher sie allein gleich der Wissenschaft gebunden ist, entwirft und schildert aber, unter Wahrung dieser einzigen Forderung, in originaler Willkür eine völlig neue Welt, welche gleich einer fremden, vielleicht sehr anmutigen, jedoch nichtsdestoweniger trügerischen Schöpfung inmitten der alten aufgerichtet steht. Zwar ist die menschliche Phantasie, und denken wir auch an die eines Shakespeare oder Mozart, viel zu ohnmächtig, um wirklich neue Daseinsformen mit unbekannten Typen zu ersinnen; vielmehr ist auch das beste Kunstwerk nur ein Schattenspiel, das die Spuren seines finsteren und unserer Individualität so wenig schmeichelnden Originals überall an sich trägt. Aber was der Kunst an Originalität abgeht, beansprucht sie dennoch an Licenz; sie darf der sehnsüchtigen Menschheit ein trügerisches Weltbild vorlügen, ob es auch nur allzu wenig trügerisch ist, ja, eben wegen dieser

Eigenschaft, uns, die wir an den Kausalnexus der Wirklichkeit gewöhnt sind, sogar mißfällt, wenn sie, ohne genügenden Ersatz, diesen Kausalnexus verletzt.

Hieraus geht aber hervor, daß die Historie, als Wissenschaft, und die Poesie, als Kunst, zwar beiderseits ein Weltbild zeichnen, worin der oberflächliche Betrachter eine gewisse Ähnlichkeit entdecken mag: daß aber bei genauerer Erwägung das Ziel einer jeden von beiden durchaus eigentümlich ist. Das Gemälde des Historikers macht Anspruch auf Wahrheit, auf Treue bis in die kleinste Einzelheit hinein; das Gemälde des Dichters macht Anspruch auf Schönheit und ist ein Traum, der wohl ein leichtes Entzücken hervorzurufen, aber den ernsten und gereiften Charakter als solchen nie zu befriedigen vermag; und obwohl wir die besondere Stellung der Historie im Gebiete der Wissenschaft noch nicht kennen, so reicht doch ihr Charakter als bloße Wissenschaft schon hin, um sie von allem, was Kunst heißt, mit Entschiedenheit zu trennen."

Doch was soll man dazu sagen, wenn er die Kunst so beängstigend enge faßt, ohne auch nur im geringsten in die Tiefe zu gehen, weil ihm die Liebe für sie fehlt? Kann man denn wirklich nur für die Hoheit der Geschichte sich begeistern, indem man die Kunst so grenzenlos erniedrigt?

Ernster und gehaltvoller hat nun aber Bernheim in seinem „Lehrbuch der historischen Methode" die Grenzen zwischen Kunst und Geschichte gezogen. Auch er weist dabei die Kunst aus dem Bereich der Geschichte aus.

„Wer daran festhält, die Geschichte eine Wissenschaft zu nennen — und das tun ja auch diejenigen, welche sie Wissenschaft und Kunst zugleich nennen wollen —, muß also darauf verzichten, ihr gleichzeitig den Titel einer Kunst zu geben" (S. 87).

Seine Untersuchung geht hervor aus der vertieften Kenntnis der historischen Arbeit, allein das Gebiet der Kunst ist auch bei ihm nicht ausgeschöpft. Er legt das Schwergewicht zu sehr nur auf die Darstellung. Deshalb kann er nicht befriedigen, wenn er der Geschichte auch eine künstlerische Darstellung zugestehen, „sie nicht des ästhetischen Reizes" berauben will, und wenn er auch der Darstellung in seinem Buche ein eigenes kleines Kapitel

widmet. Jedenfalls liegt die gemeinsame Quelle von Kunst und Geschichte tiefer. Mommsens Werk ist nicht deshalb künstlerischer als z. B. Peters „Geschichte Roms", weil sie eine bessere Darstellung hat; und schließlich scheint sich eine gute Darstellung von selbst aus dem Wurfe der ganzen Arbeit zu ergeben als notwendige Auswirkung der innern Gestaltung und Auffassung des Stoffes, denn es ist doch auffallend genug, daß es keinen bedeutenden Historiker gab, der nicht zugleich ein guter Darsteller gewesen wäre. Das Künstlerische läßt sich nicht anerkennen oder verneinen, sondern es ist einfach da oder nicht. So hat man bei Mommsen durchaus nie das Gefühl, als habe er gesucht, künstlerisch zu wirken, sondern sein Werk ist geflossen aus seinem Wesen, und da dieses eine starke künstlerische Seite hatte, ward seine Arbeit und mußte es werden: ein Kunstwerk.

Es braucht sich auch gar nicht darum zu handeln, willkürlich künstlerische Elemente in den Stoff hineinzutragen, sondern dieselben im Stoffe herauszufühlen und wirksam zu benutzen. Dann wird der Eindruck eines Geschichtswerkes in zwei Richtungen weiter leben und weiter wirken; unbestritten wird heute die römische Geschichtsforschung wissenschaftlich auf Mommsens Arbeit sich weiterbauen, und der junge Historiker und der Gebildete, der sich den Stoff derselben anhand einer kurzen Zusammenfassung vergegenwärtigen will (z. B. Röm. Gesch. von Dr. Jul. Koch, Sammlung Göschen 19, oder Röm. Gesch. in Weber-Baldamus, Bd. I), wird in der Hauptsache Mommsens Ansichten und Ideen der römischen Entwicklung in sich aufnehmen. Aber daneben wird er bemerken, daß Weber-Baldamus (neben ihnen wären auch historische Lesebücher für Mittelschulen, wie z. B. eines von Dr. Guggenbühl und Dr. Mantel, das in Vorbereitung ist, zu erwähnen) ganze Stellen aus Mommsens Römischer Geschichte übernommen haben, weil diese es sind, die durch ihre künstlerische Empfindung und Darstellung einer Erzählung Lebendigkeit und Tiefe geben können, „denn Mommsen ist einer der größten historischen Künstler" (Fueter, Gesch. der Historiographie, S. 554).

Mommsen hat, um die Form nicht zu belasten, Belege und kritische Untersuchungen weggelassen. Das hat ihm manchen Tadel zugezogen.

„Aber was wollen alle diese Einwendungen sagen gegenüber dem Fortschritt, den Mommsens Römische Geschichte auch nur in der Form bedeutet! Wie sprüht seine Darstellung überall von Leben! Wie plastisch ist alles geschildert! Wie packend werden selbst ganz entlegene antiquarische Details in Leben umgesetzt! — Mommsen ist der einzige Historiker, der es verstanden hat, als Erzähler mit den Romanschreiber zu wetteifern, ohne in die Fehler der romanhaften Geschichtsschreibung zu verfallen. Seine Darstellung ist gerade deshalb so anschaulich und wirkungsvoll, weil sie sich innerhalb der Grenzen der Historie hält und sentimentale Effekte verschmäht. Sie bedient sich moderner technischer Ausdrücke und kecker Anspielungen nicht als äußerlicher Lockmittel, sondern im Interesse wissenschaftlicher Aufklärung. Der geistreiche, scharfpointierte Stil, der die Dinge ungeniert bei ihrem Namen nennt, ist nicht Selbstzweck. Er gibt nur die politisch-realistische Auffassung des Verfassers wieder. Er soll den Leser zwingen, die Dinge zu betrachten wie sie waren, frei von falscher historischer Pietät, im grellen Lichte des Tages“ (Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, S. 554/5).

Doch wie gesagt, nicht die Darstellung allein ist das Gebiet des Schöpferischen in der Geschichtsschreibung. Bernheim gibt selber zu, die Thema- und Fragestellung „sei eine Tat der Auffassung . . . Von der Wahl des Themas ist aber die ganze Stoffsammlung abhängig; nicht minder die historische Ordnung des Materials“ (Lb. d. h. M., S. 392).

In der Motivwahl zeigt sich aber auch der Künstler, in der Themastellung zeigt sich die Weite der Persönlichkeit. Aus seiner Persönlichkeit aber fließt die Möglichkeit, jener hohen Forderung nachzukommen, die an den Historiker gestellt wird und die W. Maurenbrecher in seinem Aufsatz „Über die Objektivität des Historikers“ (Raumers historisches Taschenbuch, 6. Folge, I. Jahrg., 1882) so formuliert:

„Ich halte nur denjenigen für wirklich befähigt und berechtigt zu historischen Studien, der im Stande ist, sich auf jeden einmal dagewesenen Standpunkt zu versetzen, jedes einmal gewesenen Menschen Seelenleben nachzuleben, jedes Menschen Motivierung seiner Taten nachzudenken und nachzufühlen“ (S. 334).

Hierin liegt also die Anerkennung des Schöpferischen, denn um dieser Forderung gerecht zu werden, nützt nichts die „Verwendung aller Kunstmittel der Darstellung, sondern vor allem die Tätigkeit der schöpferischen Phantasie. Darauf beruht es, daß alle Geschichtsdarstellung nicht nur Wissenschaft ist, sondern zugleich Kunst und zwar nicht nur der äußeren Form nach wie bei jedem Literaturwerk, sondern auch inhaltlich in der Gestaltung des Objekts“ (Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, I. Band, I. Hälfte, S. 210).

Hierin liegt also der Kern des ganzen Problems; hierin liegt auch die Trennung von Geschichte und Naturwissenschaft. Was bei dieser nur vom Genie als Besonderheit gefordert werden dürfte, wird bei jener als unumgängliche Notwendigkeit für jeden Historiker gefordert.

Es kann sich hier nicht darum handeln, diesem Problem in die Tiefe nachzugehen oder eine Auseinandersetzung mit Bernheim zu versuchen. Dieses aber ist gewiß, für die Betrachtung eines bedeutenden historischen Werkes ist es nötig, daß man dem Schöpferischen alle Verehrung und Bedeutung zumesse, die ihm gehört.

Nur unter diesem Gesichtspunkt kann man an das Studium von Mommsens Römischer Geschichte herantreten.

Das Werk.

Mommsens Römische Geschichte, die dieser Arbeit zu Grunde liegt, umfaßt drei Bände (der V. Band ist hier nicht berücksichtigt, da er weder zeitlich, noch nach dem Standpunkte der Betrachtung und Wahl des Themas sich an die ersten Bände anschließt). Ihr Inhalt ist die Entwicklung des Römischen Reiches aus seiner Vorgeschichte bis zur Vollendung der Monarchie durch Cäsar.

Somit stellt sich das Werk als ein Torso dar. Aber, wenn man genau hinsieht, beobachtet man, daß es dennoch eine in sich völlig geschlossene Einheit ist. Es ist dies die Einheit der Auffassung, der Idee. „Von der Wahl des Themas ist aber die ganze Stoffsammlung abhängig; nicht minder die kritische Ordnung des Materials". Man könnte noch hinzufügen, daß von der Wahl des Themas auch der ganze Aufbau des Werkes abhängig sei.

Mommsens Werk baut sich in drei Linien auf. Das erste Thema (Buch 1—3, Bd. I) behandelt den Aufstieg Roms zur Weltmacht, und zwar vollzieht sich dieser in zwingender Notwendigkeit, denn, „daß die Umwandlung der römischen Verfassung sowohl auf das Verhältnis der römischen Gemeinde zu Latium wie auf die innere Ordnung der latinischen Gemeinden selbst nicht ohne mächtige Rückwirkung bleiben konnte, leuchtet an sich ein und geht auch aus der Überlieferung hervor" (R. G. I, S. 339). Dies führt zur Unterwerfung der Latiner und Campaner unter Rom, und dadurch hatte sich Rom „zu einer Machtstellung emporgeschwungen, die zu erschüttern kein einzelnes Volk der Halbinsel die Mittel mehr besaß und die alle zugleich mit römischer Unterjochung bedrohte" (R. G. I, S. 362). Nachdem Italien geeint war, konnte es nicht fehlen, „daß die neuen Kämpfe, die

allerorts sich vorbereiteten, ineinander eingriffen und daß Rom als Herrin Italiens in den weiten Kreis hineingezogen ward, den des großen Alexanders Siege und Entwürfe seinen Nachfolgern zum Tummelplatz abgesteckt hatten" (R. G. I, S. 430). Roms Weltmachtstellung mußte kommen, denn sie war nicht Willkür, sondern Gesetz. „Die römische Weltherrschaft beruht in ihrem letzten Grunde auf der staatlichen Entwickelung des Altertums überhaupt. Die alte Welt kannte das Gleichgewicht der Nationen nicht und deshalb war jede Nation, die sich im Innern geeinigt hatte, ihre Nachbarn geradezu zu unterwerfen bestrebt, wie die hellenischen Staaten, oder doch unschädlich zu machen, wie Rom, was denn freilich schließlich auch auf die Unterwerfung hinauslief (R. G. I, S. 782).

Das zweite Thema heißt die Revolution (IV. Buch, Bd. II). Auch dieser Band ist einheitlich geschlossen, denn „es ist diese Epoche (der Revolution) die ruhmloseste, die die römische Geschichte kennt" (R. G. II, S. 378), und deshalb sind auch die Zerstörungen von Karthago und Korinth und die Kriegführung in Spanien in diesen Band einbezogen worden. Der ganze Band wird außerdem zusammengehalten durch die einheitliche Stimmung all der geschilderten Zeitereignisse, die Stimmung, die Mommsen im vorangesetzten Motto ausdrückt:

„Aber sie treiben's toll;
Ich fürcht', es breche!
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche."

Goethe.

Und das Thema des dritten Bandes (V. Buch) ist ebenfalls einheitlich gefaßt und heißt: „Die Begründung der Militärmonarchie". An die Bewältigung dieses Teiles seiner Arbeit muß Mommsen mit tiefer Anteilnahme getreten sein. Es scheint dies aus der Wahl des Mottos, das er diesem Band voranstellte, hervorzugehen:

„Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt es ihm fast den Kopf herum,
Wie er wollt' Worte zu allem finden?

„Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer mutig bleiben
So fort und weiter fort zu schreiben?"

Goethe.

So hat Mommsen sein Werk äußerlich schon deutlich gegliedert und drei Entwicklungen in gerader Linie durchgeführt, und jede dieser Linien bedingt die andere. Dem ersten Band muß der zweite folgen, denn aus der Erringung der Weltherrschaft ergibt sich die Bewahrung derselben; diese ist notwendig, auch wenn es sich zeigt, daß „das Weltregiment schwer zu erringen, schwerer noch zu bewahren (ist); jenes hatte der römische Senat vermocht, an diesem ist er gescheitert" (R. G. II, S. 67). Und nachdem es sich so zeigte, daß Rom innerlich sich auflöste, und „daß alle politischen Formen, die sich überlebt haben und ihren Zweck nicht mehr erfüllen können, ohne Rücksicht auf doktrinäre Sympathien durch neue, der Gegenwart angepaßte ersetzt werden müssen" (Fueter, S. 551), ist es zur Notwendigkeit geworden, daß die Senatsverfassung, die wohl die Stadt Rom, nicht aber das Weltreich zu verwalten vermochte, durch die monarchische Verfassung abgelöst wird.

Schon hat sich diese angekündigt mit Gaius Gracchus, denn „es ist kaum ein konstruktiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf Gaius Gracchus" (R. G. II, S. 117).

Die Monarchie wird und ist da im dritten Band des Mommsenschen Werkes. Man möchte in dieser notwendigen Entwicklung eine Tragik für Mommsen sehen. Er war überzeugt, daß „schöpferisch-unbedingt und ausschließlich die Freiheit" ist (R. G. III, S. 333), und dennoch mußte er die Römische Geschichte ausklingen lassen in der Vollendung der Militärmonarchie. Ja, es hat sogar lange die Nachwelt ihn zum Verherrlicher des Absolutismus gestempelt (z. B. A. Guilland in L'Allemagne nouvelle et ses historiens, Paris, Alcan, 1899). —

Nachdem Mommsen die Vollendung der Monarchie geschildert hat, führt er die Entwicklung in ihren Anfang zurück und faßt damit die ganze römische Geschichte in einen geschlossenen

Kreis zusammen. Caesars Werk wächst nämlich aus dem alten Königtum heraus.

„Um es mit einem Wort zu sagen: dies neue Imperatorenamt war nichts anderes als das wiederhergestellte uralte Königtum" (R. G. III, S. 483), und die römische Kultur verschmilzt zur Zeit der Monarchie mehr und mehr mit derjenigen der Griechen. Waren nach Mommsens Ansicht Griechen und Römer in unausdenklicher Vorzeit ein Volk, so vereinigen sie sich also jetzt wieder in einem Geist, im Geist des Hellenismus.

Somit ist Mommsens Werk, wenn es auch nur einen Teil der römischen Geschichte in sich faßt, dennoch ein abgeschlossenes Ganzes.

Mommsen verfolgt stets eine Linie bis zu ihrer Vollendung, ja vielleicht ließe sich sogar bei genauer Untersuchung feststellen, daß auch sein Satzbau durch dies zu Endedenken eines Gedankens das besondere Gepräge erhält. Man kann diese Eigenart, wie oben gezeigt wurde, im ganzen Werk finden, sie macht sich auch im einzelnen Aufbau geltend. Besonders fällt da auf, daß er die kulturellen Kapitel von der politischen Entwicklung abtrennt. Am Schluß eines jeden Buches folgen je nach Notwendigkeit besondere Ausführungen über Recht und Gericht, Religion, Ackerbau, Gewerbe und Verkehr, über Maß und Schrift, Kunst, Wissenschaft und Literatur etc. Die Titel an sich zeigen schon, daß auch sie in sich abgeschlossen sind. Diese Kapitel bilden jeweilen die Ergänzung und den Spiegel der politischen.

„Zur richtigen Einsicht in die innere Geschichte Roms, wird es beitragen, diese wirtschaftlichen Verhältnisse hier zusammenfassend zu schildern" (R. G. I, S. 830).

Da wird gefragt und untersucht, „wie denn das reale Volksleben des alten Italiens im Rechtsverkehr, das ideale in der Religion sich ausprägt" (R. G. I, S. 145).

„Ackerbau und Verkehr sind so innig verwachsen mit der Verfassung und der äußeren Geschichte der Staaten, daß schon bei deren Schilderung vielfach auf dieselben Rücksicht genommen werden mußte. Hier soll es versucht werden, anknüpfend an jene einzelnen Betrachtungen die italische, namentlich die römische

Ökonomie zusammenfassend und ergänzend zu schildern“ (R. G. I, S. 181).

„Die Kunst des Messens unterwirft den Menschen die Welt; durch die Kunst des Schreibens hört seine Erkenntnis auf, so vergänglich zu sein, wie er selber ist; sie beide geben dem Menschen, was die Natur ihm versagte, Allmacht und Ewigkeit. Es ist der Geschichte Recht und Pflicht, den Völkern auch auf diesen Bahnen zu folgen“ (R. G. I, S. 202).

„Dichtung ist leidenschaftliche Rede, deren bewegter Klang die Weise; insofern ist kein Volk ohne Poesie und Musik“ (R. G. I, S. 219).

Von solchen allgemeinen Ideen über die Bedeutung der kulturellen Bewegungen für die Geschichte der Völker aus betrachtet Mommsen diese Entwicklung im ersten Buche. Am Ende der übrigen Bücher wird nun überblickt, ob sich mit der politischen Entwicklung auch die kulturelle vollzog. So heißt es am Ende des zweiten Buches:

„In der Entwicklung, welche während dieser Epoche dem Recht innerhalb der römischen Gemeinde zu Teil ward, ist wohl die wichtigste materielle Neuerung die eigentümliche Sittenkontrolle . . .“ (R. G. I, S. 431).

„Weniger sind wir im Stande, die Weiterbildung der römischen Religionsvorstellungen in dieser Epoche zu verfolgen“ (R. G. I, S. 437).

„In der Volkswirtschaft war und blieb der Ackerbau die soziale und politische Grundlage sowohl der römischen Gemeinde als des neuen italischen Staates“ (R. G. I, S. 442).

Zu schon angehobenen Entwicklungen kommen neue. „Wie die Anfänge der römischen Schaubühne, so gehören auch die Anfänge der römischen Geschichtsschreibung in diese Epoche . . .“ (R. G. I, S. 461).

So zieht sich der kulturelle Aufbau von Buch zu Buch weiter, stets in innerer Beziehung, aber doch abgetrennt von der politischen Entwicklung wie ein mächtiger Nebenstrom. Es bringt dies eine Zwiespältigkeit in das Werk, und „ein moderner Historiker würde vielleicht umgekehrt vorgehen. Er würde die Entwicklung der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Zu-

stände zuerst und am ausführlichsten behandeln, die in ihren Einzelheiten doch immer sehr unsichere Überlieferung über die äußere Geschichte nur in ihren wichtigsten Punkten rekapitulieren und von den allgemeinen Verhältnissen viel stärker abhängig erscheinen lassen“ (Fueter, S. 553), aber anderseits gibt diese Abtrennung Raum zu breiter und einheitlicher Entfaltung. Aus ihnen tritt uns noch einmal die politische Zeit entgegen. „Die römische Religion war mit dem römischen Gemeinwesen und dem römischen Haushalt so innig verwachsen, so gar nichts anderes als die fromme Wiederspiegelung der römischen Bürgerwelt, daß die politische und soziale Revolution notwendiger Weise auch das Religionsgebäude über den Haufen warf“ (R. G. II, S. 411).

„Das sechste Jahrhundert ist, politisch wie literarisch, eine frische und große Zeit . . . Anders ist es in dieser Epoche. Die Morgennebel sanken; was man im frischen Gefühl der im Kriege gestählten Volkskraft begonnen hatte, mit jugendlichem Mangel an Einsicht in die Schwierigkeit des Beginnens und in das Maß des eigenen Talents, aber auch mit jugendlicher Lust und Liebe zum Werke, das vermochte man nicht weiter zu führen, als teils die dumpfe Schwüle der heraufziehenden revolutionären Gewitter die Luft zu erfüllen begann, teils den Einsichtigeren allmählich die Augen aufgingen über die unvergleichliche Herrlichkeit der griechischen Poesie und Kunst und über die sehr bescheidene künstlerische Begabung der eigenen Nation“ (R. G. II, S. 429).

„Werfen wir schließlich einen Blick zurück auf das Gesamtbild, das die Literatur und die Kunst Italiens von dem Tode des Ennius bis auf den Anfang der Ciceronischen Zeit vor uns entfaltet, so begegnen wir auch hier im Vergleich mit der vorhergehenden Epoche dem entschiedensten Sinken der Produktivität“ (R. G. II, S. 462).

Zwei große Kreise bauen sich mit- und nebeneinander auf, in sich tragen diese aber wiederum mannigfaltige kleine und kleinste Kreise. Da muß auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß Mommsen selber Randtitel anführt, um die Übersichtlichkeit herauszustellen, und die einzelnen Abschnitte oft durch Gedankenstriche trennt; wichtiger aber ist, daß Mommsen immer wieder Ruhepunkte findet, von denen aus er rückwärts und vorwärts

schaut, in denen sich ihm Anfang und gegenwärtiges Wesen eines Ereignisses gegenüberstellt. Solche Vergleichungen runden die Erzählung ab und erleichtern den Überblick über das Ganze. Jedes Kapitel sozusagen schließt mit einem Abschnitt „Resultat". Da neigt sich z. B. eine Entwicklung ihrem Ende zu und nun wird ihre gegenwärtige Stellung mit dem Anfange verglichen. Caesar ist von Pompeius geschlagen und die Folge dieser Niederlage ist, „er war durch die letzten Gefechte wieder genau auf den Punkt zurückgeworfen, von welchem er ausgegangen war" (R. G. III, S. 420). Die Folgen selber dieser Niederlage runden sich ab zu einem kleinen Kreis für sich. „Aber auch so waren es unheilvolle Tage" (R. G. III, S. 420), sagt Mommsen und führt uns diese nun in den folgenden Abschnitten vor, dann aber schließt er ihre Kette: „Über diesen Märschen und Gefechten und mit Hilfe der wenn auch nicht allzu reichlichen Vorräte, die die Landschaft am Peneios darbot, schwanden allmählich die Spuren und die Erinnerungen der überstandenen unheilvollen Tage" (R. G. III, S. 423).

Mit der Schlacht von Pharsalos überblicken wir noch einmal eine weite Zeitspanne.

„Also ward, fast auf derselben Walstatt, wo 150 Jahre zuvor die Römer ihre Herrschaft im Osten begründet hatten, am 9. August 706 die Schlacht von Pharsalos geschlagen" (R. G. III, S. 426).

„Man stand im Winter 687/8 genau wieder an derselben Stelle wie im Winter 679/80", oder

„So war man mit dem Jahr 684 wieder im Wesentlichen zurückgekommen auf die vor der Sullanischen Restauration bestehenden Ordnungen" (R. G. III, S. 103).

Feste Einschnitte in den Aufbau des Stoffes machen die Darstellung plastisch, deshalb gibt Mommsen bestimmt die Wende- und Endpunkte einer Entwicklung an.

„Man fühlte es, daß jetzt ein anderer Geist und ein anderer Arm die Geschicke der Welt zu lenken begannen" (R. G. III, S. 258).

„Mit der keltischen Nation war es zu Ende" (R. G. III, S. 298).

„So endigte der Tag von Pharsalos" (R. G. III, S. 428).

„Dies sind die Ordnungen, durch die Caesar versuchte, die italische Volkswirtschaft zu reformieren" (R. G. III, S. 540).

Oft ruft uns Mommsen auch bestimmt zu, wenn wir am Ende eines Ereignisses angelangt sind:

„Wir stehen am Ende der römischen Republik" (R. G. III, S. 630).

Es ist nicht unwichtig, daß Teile, die ihren Dienst getan haben, ausgeschieden werden; das Interesse wird frei für das Folgende und die Übersicht wird klarer. Mommsen führt deshalb solche Momente stets bestimmt an, etwa so:

„Seitdem ist von diesen Schattenkönigen und ihren Ansprüchen nicht weiter die Rede" (R. G. III, S. 144).

„Damit ging der letzte Widerstand in den neu zum römischen Staat gezogenen Gebieten zu Ende" (R. G. III, S. 146).

„Es war das letzte Schlachtfeld, auf welchem der greise König mit den Römen gestritten hat" (R. G. III, S. 128).

Das ganze Werk schließt er durch einen letzten Überblick über die Entwicklung dieser Republik zu einem großen Kreis zusammen.

„Wir sahen sie ein halbes Jahrtausend in Italien und in den Landschaften am Mittelmeer schalten; wir sahen sie nicht durch äußere Gewalt, sondern durch inneren Verfall politisch und sittlich, religiös und literarisch zu Grunde gehen und der neuen Monarchie Caesars Platz machen" (R. G. III, S. 630).

Und prophetisch läßt er uns nächste Kreise ahnen, die sich über Caesar erheben werden, jene Kreise, die zu schildern er uns leider schuldig geblieben ist.

„Die Morgenröte kehrt nicht wieder, bevor die Nacht völlig hereingebrochen ist. Aber doch kam mit ihm (Caesar) den vielgeplagten Völkern am Mittelmeer nach schwülem Mittag ein leidlicher Abend; und als sodann nach langer geschichtlicher Nacht der neue Völkertag abermals anbrach und frische Nationen in freier Selbstbewegung nach neuen und höheren Zielen den Lauf begannen, da fanden sich manche darunter, in denen der von Caesar ausgestreute Same aufgegangen war und die ihm ihre nationale Individualität verdankten und verdanken" (R. G. III, S. 630).

Aus abgeschlossenen Kreisen bauen sich auch die ganzen Kapitel auf, und wo es geht, bilden diese zuletzt selber wieder

eine Einheit für sich, die erst neben und mit allen andern Kapiteln in die Einheit des Werkes aufgehen. So spricht Mommsen in Kapitel 11 (R. G. II) „Das Gemeinwesen und seine Ökonomie" zuerst vom Geld und verfolgt nun diese Entwicklung bis zu ihrem Höhepunkt der Erpressungen, dann faßt er diesen Abschnitt zusammen im finanziellen Gesamtresultat. Darauf folgt die Privatökonomie, und diese wird wieder abgeteilt in Gewerbe und Fabrikation, Geldverkehr und Handel, die er zunächst wieder zusammenfaßt (S. 395), um dann in einem letzten und weitern Kreis zu zeigen, wie die ökonomischen Verhältnisse sich spiegeln im Münzwesen. Und zuletzt erweist sich der ganze Zustand des Gemeinwesens zusammenfassend an Beispielen. Oder das Kapitel „Die Unterwerfung des Westens" beginnt mit der Aufgabestellung. Caesar soll die Unterwerfung des Westens durchführen, die sich in ihrer geschichtlichen Bedeutung als eine Erweiterung der Entwicklung überhaupt darstellt.

„Als der römischen Bürgerschaft die alte Heimat zu eng geworden war und sie in Gefahr stand, zu verkümmern, rettete die italische Eroberungspolitik des Senats dieselbe vom Untergang. Jetzt war auch die italische Heimat wieder zu eng geworden"; und da ist es Caesar, der versuchte, „den Staat zum zweiten Mal dadurch zu regenerieren, daß er auf eine breitere Basis gestellt ward" (R. G. III, S. 222).

Damit ist der Kreis der Aufgabestellung geschlossen. Da nun die Ereignisse nicht sofort zur Eroberung geführt werden, sondern zuerst zu der Zustandsschilderung im Keltenlande zurückgekehrt wird, erscheinen die folgenden Abschnitte nur wie eine große Verzögerung. Caesars Laufbahn in Spanien wird kurz dargestellt, sofort tritt aber neben und über diese seine Laufbahn im Westen, denn das Keltenland spielte „eine bedeutendere Rolle" als Spanien. Zunächst folgt nun die Schilderung der römischen Provinz, aber indem man die römische Grenze überschreitet, erweitert sich der Kreis und im Rahmen des freien Keltenlandes werden nun zuerst die innern Zustände in einer Linie verfolgt. Mommsen spricht von der Bevölkerung: von Ackerbau, Viehzucht, städtischem Leben, Verkehr, Handel, Gewerbe, Bergbau, Kunst und Wissenschaft, dann von der staatlichen Ordnung: von Gauverfassung, Rittertum, Auflösung der alten Gauverfassung, Abschaffung des Königtums, von nationalen Einheitsbestrebungen, religiöser Einheit der Nation, Druiden, Mangel der politischen Zentralisation, von den Gaubünden, dem belgischen Bund, den Seegauen, dem Mittelgallischen Bund und zuletzt faßt er diese letzteren zusammen im Abschnitt „Charakter der Bünde".

Dann folgt das keltische Heerwesen: Reiter, Fußvolk, und nun fordert er uns auf, die ganze Entwicklung der keltischen Zivilisation noch einmal uns zu vergegenwärtigen. „Überblicken wir den Gesamtzustand der Kelten, wie ihn Caesar in der transalpinischen Landschaft vorfand" . . .

Dabei wird für unser Interesse der Kreis noch erweitert, indem die ganze Zivilisation an derjenigen der Kelten im Potal gemessen wird, „so ist, verglichen mit der Kulturstufe, auf der anderthalb Jahrhunderte zuvor die Kelten im Potal uns entgegentraten, ein Fortschritt in der Zivilisation unverkennbar (R. G. III, S. 240).

Und diese ganze Kette der innern Verhältnisse wird abgeschlossen mit dem Satze: „Also war die keltische Nation in ihrem innern Zustande beschaffen" (R. G. III, S. 241).

Als neuer Kreis stellen sich neben diese die äußern Verhältnisse; sie gipfeln und schließen in den Worten: „Von den Rheinquellen bis zum Atlantischen Ozean waren die deutschen Stämme in Bewegung, die ganze Rheinlinie von ihnen bedroht" (plötzlich erweitert sich hier für einen Augenblick der Kreis zu universalhistorischer Weite), „es war ein Moment, wie da die Alamannen und Franken sich über das sinkende Reich der Caesaren warfen und jetzt gleich schien gegen die Kelten eben das ins Werk gesetzt werden zu sollen, was ein halbes Jahrtausend später gegen die Römer gelang."

Nun folgt eine weitere Linie „Unter diesen Verhältnissen traf der neue Statthalter Gaius Caesar im Frühling 696 in dem Narbonensischen Gallien ein" (R. G. III, S. 249), und wieder steigt diese auf, bis sie in einem Punkte vollendet ist:

„Am Oberrhein also war der drohenden Invasion der Deutschen vorgebeugt und zugleich die den Römern feindliche Partei unter den Kelten gedemütigt" (R. G. III, S. 254).

Es kommt ein neuer Kreis „Auch am Mittelrhein . . . mußte in ähnlicher Weise durchgegriffen werden". Er vollendet sich mit der Unterwerfung Ariovists und der Eroberung der Rheingrenzen und es schließt sich damit in der Aufgabe Caesars überhaupt ein Glied.

„Die Grundmauern des künftigen Gebäudes standen" (R. G. III, S. 258). Nun braucht es noch dasselbe auszubauen. Das geschieht zuerst durch die belgische Expedition, die zu Ende geführt wird, dann kommt die Reihe „an die aremoricanischen Gaue" (R. G. III, S. 262), und damit ist der größte Teil der Aufgabe überhaupt gelöst.

„Das eine Ziel, das Caesar sich gesteckt hatte, die Unterwerfung Galliens, war mit kaum nennenswerten Ausnahmen im Wesentlichen soweit erreicht" . . ., aber schon eilen wir zu einem nächsten Abschnitt — „Allein die andere Hälfte des von Caesar begonnenen Werkes war noch bei weitem nicht genügend erledigt und die Deutschen noch keineswegs überall genötigt, den Rhein als Grenze anzuerkennen" (R. G. III, S. 267).

Also darum werden sich nun die Dinge drehen. Auch dieser Kreis aber schließt sich und mit ihm ist die Aufgabe Caesars erfüllt.

„Das Werk der Zurückweisung der germanischen Invasion und die Unterwerfung der festländischen Kelten war vollendet" (R. G. III, S. 272).

Doch nun ist noch eine andere Arbeit daraus gewachsen, denn „oft ist es leichter, eine freie Nation zu unterwerfen, als eine unterworfene in Botmäßigkeit zu halten". Caesar muß noch verschiedene Aufstände im Keltenlande niederschlagen, aber was uns versprochen wurde, wird erfüllt. „Endlich ward Gallien, d. h. das Land westlich vom Rhein und nördlich von den Pyrenäen, nach nur achtjährigen Kämpfen (696—703) den Römern untertänig" (R. G. III, S. 295).

So berührt Mommsen Anfang und Ende und faßt damit die Ereignisse der Eroberung selber nochmals in sich zusammen. Noch schließt sich eine kleine Ausführung über die Organisation der unterworfenen Gebiete an, dann überblickt Mommsen das ganze Kapitel nochmals und zieht die Konsequenzen und Erkenntnisse.

„Mit der keltischen Nation war es zu Ende. Ihre politische Auflösung war durch Caesar eine vollendete Tatsache geworden, ihre nationale eingeleitet und in regelmäßigem Fortschreiten begriffen. Es war dies kein zufälliges Verderben, wie das Verhängnis es auch entwicklungsfähigen Völkern wohl zuweilen bereitet, sondern eine selbstverschuldete und gewissermaßen geschichtlich notwendige Katastrophe" (R. G. III, S. 298).

„In dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte, der alle nicht gleich dem Stahl harten und gleich dem Stahl geschmeidigen Völker unerbittlich zermalmt, konnte eine solche Nation auf die Länge sich nicht behaupten; billig erlitten die Kelten des Festlandes dasselbe Schicksal von den Römern, das ihre Stammgenossen auf der irischen Insel bis in unsere Tage hinein von den Sachsen erleiden: das Schicksal als Gärungsstoff künftiger Entwickelung aufzugehen in eine staatlich überlegene Nationalität" (R. G. III, S. 299).

Wenn am Anfange des Kapitels die weltgeschichtliche Bedeutung der Eroberung des Westens eindringlich dargetan war, so führt uns Mommsen nun dorthin zurück und hebt noch einmal das ganze Ereignis in den universalen Zusammenhang empor.

„Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Caesars Züge jenseits der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignis so gut wie die Erkundung Amerikas durch europäische Scharen. . . . Daß von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, daß Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, daß die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Asoka und Salmanassar, daß Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den literarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Caesars Werk; und wenn die Schöpfung seines großen Vorgängers im Osten von den Sturmfluten des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Caesars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunkt der Zivilisation selbst ihm verschoben haben, und für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht" (R. G. III, S. 301).

Nach diesem gesteigerten Ausklang, der sich mit dem weitschauenden Auftakt des ganzen Kapitels vereint und alle zwischenliegenden Ereignisse umrahmt, tönen nur noch wie ein Echo, wie nebenher erzählt, die kurzen Ausführungen über die Donaulandschaften, die die letzten drei Seiten des Kapitels füllen.

Nicht überall ist es möglich, ein Kapitel so geschlossen abzugrenzen wie dieses, oft bilden zwei Kapitel oder mehr wieder eine innere Einheit, wie z. B. die zwei Kapitel über die Reformversuche der Gracchen. Immer aber strebt Mommsens Darstellung zu Höhepunkten und letzten Vollendungen angefangener Entwicklungen. Kapitel reiht sich in stetem Aufstieg an Kapitel, Buch an Buch und Band an Band, bis in Caesar die Dinge zurückgeführt werden zu ihrem ersten Ausgangspunkt der Königszeit, bis Roms Kultur aufgeht im Hellenismus, die Italiker in einem viel tieferen Sinn wieder „Gräcoitaliker“ werden.

In dieser Einheit liegt der zwingende Eindruck des ganzen Werkes; in dieser Einheit liegt die Schwierigkeit, ihm mit der Kritik zu nahen, denn Mommsen „hat niemals die Herstellung der Bausteine für den Endzweck gehalten, niemals ‚über den Mitteln den Zweck‘ vergessen, und mit seinem Sinn für das Wesentliche die Hyperakribie verachtet, die ihre Hauptaufgabe in der Anhäufung gleichgültiger Noten und Zitate erblickt, aber auch niemals geglaubt, ein Gebäude ohne Bausteine aufrichten zu können“ (Hartmann, Theodor Mommsen, Eine biographische Skizze, Gotha 1908, Perthes, S. 146).

So kann man von der Römischen Geschichte sagen, was Mommsen von Caesars Werk sagt: „Alle . . . Maßregeln . . . ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen Caesars sollte darum eigentlich nicht geredet werden, er hat nichts Einzelnes geschaffen“ (R. G. III, S. 464).

Die Vorbereitung.

Bei einem so ausgedehnten Stoffe, wie er sich dem Historiker darbietet, wird eine klare Gliederung notwendig. Einzelne Perioden müssen in den Vordergrund treten und uns gewissermaßen zeitweise allein interessieren. Mommsen erreicht dieses, indem er sich selber jeweilen die Aufgabe stellt und uns auf das Kommende vorbereitet.

„Es bleibt noch übrig, die ökonomische und soziale Seite dieses Verlaufs hervorzuheben, insoweit dies nicht bereits früher geschehen ist“ (R. G. II, S. 380) oder

„Es ist hier darzustellen, was römischerseits geschah, um nach dieser Richtung hin das Reich zu sichern und zu arrondieren und wie zugleich die großen Völkermassen, die hinter jenem gewaltigen Gebirgsvorhang ewig auf- und niederwogten, anfingen an die Tore der nördlichen Gebirge zu pochen und die griechisch-römische Welt wieder einmal unsanft daran zu mahnen, daß sie mit Unrecht meine, die Erde für sich allein zu besitzen“ (R. G. II, S. 159) oder

„Aber der eigentliche Kampfplatz des Hellenismus und seiner nationalen Antagonisten war in der gegenwärtigen Periode das Gebiet des Glaubens und der Sitte und der Kunst und Literatur; und es darf nicht unterlassen werden, von dieser freilich in tausenderlei Richtungen zugleich sich bewegenden und schwer zu einer Anschauung zusammenfassenden großen Prinzipienfehde eine Darstellung zu versuchen“ (R. G. I, S. 865).

Und gleich in solchen vorbereitenden Bemerkungen tritt Mommsen persönlich uns näher, denn er sagt uns darin auch etwas über sein Verhältnis zum Stoff, seine Neigung und Abneigung, und je nachdem werden wir der nachfolgenden Erzählung mit einer bestimmten Aufmerksamkeit folgen. Selbstverständlich werden wir dann strenger aufhorchen, wenn er uns direkt anruft:

„Versuchen wir über diese folgenreichen Ereignisse zu einem Urteil zu gelangen“ (R. G. II, S. 91) oder

„Sehen wir wie die römische Aristokratie diesen beiden Aufgaben nachkam“ (R. G. II, S. 77) oder

„Versuchen wir auch hier sowohl die alten Zustände als auch die Anfänge einer neuen und leidlicheren Zeit zu schildern“ (R. G. III, S. 510), und wir werden mit weniger Lebendigkeit eher mit einiger Neugier auf seine Worte warten, wenn er uns sagt:

„Wenn nicht die Geschichte von dem ernsten Leser es als ihr Recht fordern dürfte, sie durch gute und böse Tage, durch Frühlings- und Winterlandschaft zu begleiten, so möchte der Geschichtsschreiber versucht sein, sich der trostlosen Aufgabe zu entziehen, diesem Kampf der Übermacht mit der Ohnmacht sowohl in den schon zum römischen Reich gezogenen spanischen Landschaften wie in den noch nach Klientelrecht beherrschten afrikanischen, hellenischen, asiatischen Gebieten in seinen mannigfaltigen und doch eintönigen Wendungen zu folgen. Aber wie unbedeutend und untergeordnet auch die einzelnen Kämpfe erscheinen mögen, eine tiefe geschichtliche Bedeutung kommt ihnen in ihrer Gesamtheit dennoch zu; und vor allem die italischen Verhältnisse dieser Zeit werden erst verständlich durch die Einsicht in den Rückschlag, der von den Provinzen aus auf die Heimat traf“ (R. G. II, S. 3).

Oder wir interessieren uns eigentlich gar nicht mehr so sehr für die Fortsetzung der Gegenwehr, vielmehr nur für das erstrebte Ziel, wenn Mommsen uns sagt:

„Am Ende des Jahres 539 durfte auch der besonnene römische Staatsmann sich sagen, daß die dringende Gefahr vorüber sei und die heldenmütig begonnene Gegenwehr nur auf sämtlichen Punkten mit Anspannung auszuharren habe, um zum Ziele zu gelangen“ (R. G. I, S. 620).

Und vollends wenden wir den Dingen in Spanien nur eine flüchtige Neugier zu, denn Mommsen versichert uns ja, bevor er an die Darlegung derselben geht:

„Den Kriegen selbst, die in Spanien geführt wurden, kommt nur eine untergeordnete Bedeutung zu“ (R. G. I, S. 680).

So stellt sich uns die Geschichte als ein Erlebnis Mommsens dar, das schon stattgefunden hat und mit dem er uns vertraut machen möchte. Daraus strömt Leben in den Stoff, der nun vor uns gesichtet und durchdacht wird und immer wieder, bald früher bald später, kommt der Punkt, wo uns eine Entwicklung klarer geworden ist, wo ein Altes aufhört und ein Neues beginnt, und dann steht Mommsen auf seiner Wanderung still und schaut noch einmal auf den begangenen Weg zurück und schaut die Ergebnisse. Wieder fordert er uns selber auf:

„Fassen wir zusammen . . .“ (R. G. II, S. 386).

„Fassen wir diese Erscheinungen zusammen . . .“ (R. G. II, S. 396) oder er tut diese Arbeit für uns.

„Es ist bisher geschildert worden, wie der von Sulla restaurierte Senat die Grenzbewachung in Macedonien, die Disziplin über die Klientelkönige Kleinasiens, wie er endlich die Seepolizei geübt hat; die Resultate waren nirgends erfreuliche“ (R. G. III, S. 82).

Die Verhältnisse im Keltenland faßt er zusammen bevor er zur römischen Politik gegenüber der germanischen Invasion geht.

„Die Zersplitterung und der Untergang in der Zersplitterung war bisher ihre Geschichte; wie sollte eine Nation, die keinen Tag nannte gleich denen von Marathon und Salamis, von Aricia und dem Raudischen Felde, eine Nation, die selbst in ihrer frischen Zeit keinen Versuch gemacht hatte, Massalia mit gesamter Hand zu vernichten, jetzt, da es Abend ward, so furchtbarer Feinde sich erwehren?“ (R. G. III, S. 245), und in der Schilderung der italischen Zustände hält er plötzlich inne und vergegenwärtigt sich in einem besonderen Abschnitt bevor er zu Caesars Reformen übergeht nochmals das ganze Bild:

„Es ist ein grauenvolles Bild, dies Bild Italiens unter dem Regiment der Oligarchie. Zwischen der Welt der Bettler und der Welt der Reichen ist der verhängnisvolle Gegensatz durch nichts vermittelt oder gemildert. Je deutlicher und peinlicher er auf beiden Seiten empfunden ward, je schwindelnd höher der Reichtum stieg, je tiefer der Abgrund der Armut gähnte, desto häufiger ward in dieser wechselvollen Welt der Spekulation und des Glücks-

spiels der einzelne aus der Tiefe in die Höhe und wieder aus der Höhe in die Tiefe geschleudert. Je weiter äußerlich die beiden Welten auseinanderklafften, desto vollständiger begegneten sie sich in der gleichen Vernichtung des Familienlebens, das doch aller Nationalität Keim und Kern ist, in der gleichen Faulheit und Üppigkeit, der gleichen bodenlosen Ökonomie, der gleichen unmännlichen Abhängigkeit, der gleichen nur im Tarif unterschiedenen Korruption, der gleichen Verbrecherentsittlichung, dem gleichen Gelüsten mit dem Eigentum den Krieg zu beginnen. Reichtum und Elend im innigen Bunde treiben die Italiker aus Italien aus und füllen die Halbinsel halb mit Sklavengewimmel, halb mit schauerlicher Stille. Es ist ein grauenvolles Bild, aber kein eigentümliches; überall, wo das Kapitalistenregiment im Sklavenstaat sich vollständig entwickelt, hat es Gottes schöne Welt in gleicher Weise verwüstet. Wie die Ströme in verschiedenen Farben spiegeln, die Kloake aber überall sich gleich sieht, so gleicht auch das Italien der Ciceronischen Epoche wesentlich dem Hellas des Polybios und bestimmter noch dem Karthago der Hannibalischen Zeit, wo in ganz ähnlicher Weise das allmächtig regierende Kapital den Mittelstand zu Grund gerichtet, den Handel und die Gutswirtschaft zur höchsten Blüte gesteigert und schließlich eine gleißend übertünchte sittliche und politische Verwesung der Nation herbeigeführt hatte. Alles, was in der heutigen Welt das Kapital an argen Sünden gegen Nation und Zivilisation begangen hat, bleibt so tief unter den Greueln der alten Kapitalistenstaaten, wie der freie Mann, sei er auch noch so arm, über dem Sklaven bleibt; und erst wenn Nordamerikas Drachensaat reift, wird die Welt wieder ähnliche Früchte zu ernten haben“ (R. G. III, S. 532).

Wenn Mommsen inmitten der Kapitel so bestimmt und klar zusammenrafft und überschaut, so faßt er in viel weiterem Bogen die Ereignisse jedes Kapitels zusammen in den Gesamtresultaten. In diesen Partien ankert eigentlich das ganze Werk, sie sind die höchsten Höhepunkte, von denen der Blick in die Niederung schweift. Von der Aufgabestellung zu den Gesamtresultaten drängen alle Dinge in unmerklichem Fluß. „Wir haben“ — sagt Mommsen am Schluß des ersten Kapitels des zweiten Bandes —

„die Umgestaltung der äußern Verhältnisse Roms und der römisch-hellenischen Welt überhaupt in ihren Umrissen von der Schlacht bei Pydna bis auf die Gracchenzeit, vom Tajo und vom Bagradas zum Nil und zum Euphrat begleitet“, und nun steigt die Erkenntnis vor ihm auf: „es war eine große und schwierige Aufgabe, die Rom mit dem Regimente dieser römisch-hellenischen Welt übernahm; sie ward nicht völlig verkannt, aber keineswegs gelöst“. Noch einmal führt er den ganzen Zustand des römischen Staatskörpers vor uns auf und kommt zu dem Schluß: „Wohin man den Blick auch wendet, findet man Roms innere Kraft wie seine äußere Macht in raschem Sinken“.

Die Zusammenfassung am Schluß des siebenten Kapitels im zweiten Bande beginnt so: „So war man am Ziel. Nach vier Kriegsjahren war der pontische König wieder ein Klient der Römer und in Griechenland, Macedonien und Kleinasien ein einheitliches und geordnetes Regiment wieder hergestellt“.

Diese Gesamtresultate stehen nicht immer direkt am Ende eines Kapitels, sondern da, wo die im Kapitel betonte Entwicklung ihren Abschluß findet. Wenn so Mommsen nach der Schilderung der Eroberung des Ostens durch Pompeius innehält und zurückblickt: „So war der Bau des asiatischen Römerstaates vollendet, der mit seinen Lehenskönigen und Vasallen den gefürsteten Priestern und der Reihe ganz und halb freier Städte lebhaft erinnert an das heilige Römische Reich deutscher Nation“, (R. G. III, S. 156) und dieses Werk nun charakterisiert, so folgen die Abschnitte über den Osten nach Pompeius' Entfernung nur noch nach wie ein Echo, das den Gesamteindruck der Schilderung nicht mehr zu ändern vermag. Darin gerade, daß Mommsen seine Überschau direkt an den Höhepunkt der Kriegserfolge stellt, zeigt sich sein künstlerisches Bedürfnis, abzurunden und völlig zu entwickeln zu einem klaren Bilde. Hält er überschauend am Schlusse jedes Kapitels inne, so tut er es auch am Schlusse jedes Bandes und zuletzt am Schlusse des ganzen Werkes.

Am Ende des ersten Bandes weist Mommsen zurück auf den Inhalt des dritten Buches: „Werfen wir zum Schluß einen Blick zurück auf den von Rom seit der Einigung Italiens bis auf Macedoniens Zertrümmerung durchmessenen Lauf . . .“ (R. G. I, S. 781).

Kapitel XI des vierten Buches, das auf Sullas Bestattung folgt, beginnt so: „Ein neunzigjähriger Zeitraum, vierzig Jahre tiefen Friedens, fünfzig einer fast permanenten Revolution liegen hinter uns. Es ist diese Epoche die ruhmloseste, die die römische Geschichte kennt“ (R. G. II, S. 378).

Und der dritte Band schließt, indem er auch die kulturellen Kapitel in den politischen Rahmen einbezieht (denn diese Zusammenfassung steht am Ende des Kapitels über Literatur und Kunst, R. G. III, S. 630).

„Wir stehen am Ende der römischen Republik. Wir sahen sie ein halbes Jahrtausend in Italien und in den Landschaften am Mittelmeer schalten; wir sahen sie nicht durch äußere Gewalt, sondern durch inneren Verfall politisch und sittlich, religiös und literarisch zu Grunde gehen und der neuen Monarchie Caesars Platz machen. Es war in der Welt, wie Caesar sie vorfand, viel edle Erbschaft vergangener Jahrhunderte und eine unendliche Fülle von Pracht und Herrlichkeit, aber wenig Geist, noch weniger Geschmack und am wenigsten Freude im und am Leben“.

Aber diese Resultate sind nicht endgültige Abschlüsse; mögen sich auch Dinge vollenden und Kreise schließen, es hört mit ihnen die Entwicklung nie auf, der Knoten wird nur geschürzt, nirgends verengend geknüpft, sondern es liegt in ihnen der Keim der Zukunft, der über sie hinaus wachsen wird. Diese Vorbereitungen sind das Geheimnis, das der Darstellung den immerwährenden Fluß verleiht, der hingleitet über Höhen und Tiefen und selbst am Ende des Werkes hinausweist in die geahnte Ferne neuer Erscheinungen. Sie machen das Werk ahnungsvoll und legen jenes Dämmer über die Ereignisse, aus dem wir jeden Augenblick etwas Neues erwarten dürfen. So wird das ewig Fließende des Lebens auch in der Darstellung wirksam.

Im Erreichten ahnt man die Aufgaben und Gefahren, die das Bewahren des Besitzes mit sich bringt.

„Alle Herrlichkeit der Macht und des Reichtums hatte das Schicksal über die Römer mit voller Hand ausgeschüttet; aber wahrlich, die Pandorabüchse war eine Gabe von zweifelhaftem Wert“ (R. G. I, S. 879).

Wenn Mommsen einen Blick zurückwirft auf die Umgestaltung der äußeren Verhältnisse Roms, so weist er doch sogleich wieder über sie hinaus in die Zukunft. „Das Weltregiment, schwer zu erringen, ist schwerer noch zu bewahren; jenes hatte der römische Senat vermocht, an diesem ist er gescheitert“ (R. G. II, S. 67). (Dieses Scheitern wird uns im Folgenden dargestellt.)

Die Zusammenfassung am Schluß des achten Kapitels endigt mit der Absendung von Sullas Bericht an den Senat. In ihr liegt schon der Keim zu neuen Verwickelungen, denn „es war die stumme Ankündigung der bevorstehenden Restauration“ (R. G. III, S. 303). (Diese Restauration ist der Inhalt des nächsten Kapitels.)

Am Schluß des IX. Kapitels des zweiten Bandes faßt Mommsen zusammen: „Die zehnjährige Revolution und Insurrektion war im Westen und im Osten zu Ende“ —, aber schon weist er mit seinen Zweifeln nach den ferneren Ereignissen hin — „ob der bedeutende Mann (Sulla), dem das schwere Werk der Bewältigung des Landesfeindes, das schwerere der Bändigung der Revolution gelungen war, auch dem schwersten von allen, der Wiederherstellung der in ihren Grundfesten schwankenden sozialen und politischen Ordnung zu genügen vermochte, mußte demnächst sich entscheiden“ (R. G. II, S. 334).

Seherisch kündigt Mommsen die Zukunft in dem Bilde: „Die Aristokratie herrschte im Jahre 650 ebenso unumschränkt wie im Jahre 620; aber die Zeichen der herannahenden Katastrophe hatten sich gemehrt und am politischen Horizont war neben der Krone das Schwert aufgegangen“ (R. G. II, S. 158), oder der erste Zusammenstoß der Kelten mit den Germanen, läßt Mommsen die Zeiten der Völkerwanderung ahnen:

„Von den Rheinquellen bis zum Atlantischen Ozean waren die deutschen Stämme in Bewegung, die ganze Rheinlinie von ihnen bedroht; es war ein Moment wie da die Alamannen und Franken sich über das sinkende Reich der Caesaren warfen und jetzt gleich schien gegen die Kelten eben das ins Werk gesetzt werden zu sollen, was ein halbes Jahrtausend später gegen die Römer gelang“ (R. G. III, S. 249).

So weist er über jeden Ruhepunkt der Darstellung hinaus,

und auch das Gesamtwerk schließt nicht in sich versinkend, sondern mit der Vorbereitung auf das Zukünftige.

„Als ein Wirkender und Schaffender lebt er (Caesar) noch nach Jahrtausenden im Gedächtnis der Nationen, der erste und doch auch der einzige Imperator Caesar“ (R. G. III, S. 569), und

„Als sodann nach langer geschichtlicher Nacht der neue Völkertag abermals anbrach und frische Nationen in freier Selbstbewegung nach neuen und höheren Zielen den Lauf begannen, da fanden sich manche darunter, in denen der von Caesar ausgestreute Same aufgegangen war, und die ihm ihre nationale Individualität verdankten und verdanken“ (R. G. III, S. 630).

Allein neben diesen Vorbereitungen auf den großen Fortgang des Werkes stehen noch ungezählte, die für den Augenblick oder nur für Nebenentwicklungen wichtig sind; auf diese muß noch kurz hingewiesen werden.

Das Auftreten Mithradates' wird so vorbereitet: „es konnten in diesen friedlichen Landschaften, unter diesen weichlichen Nationen wunderbare, schreckhafte Dinge sich ereignen, wenn einmal ein Mann unter sie trat, der es verstand, das Zeichen zu geben“ (R. G. II, S. 265).

Oft genügt ein Wort, um uns einen Blick zu öffnen in die Zukunft; wenn Mommsen sagt: „es blieb, vorläufig wenigstens, die Euphratgrenze“ (R. G. III, S. 352) erhalten, so werden wir darauf vorbereitet, daß einmal andere Zeiten kommen müssen. Oder die Worte: „Die Zeit der republikanischen Verschwörungen aber war noch nicht gekommen“ (R. G. III, S. 434), ermahnen uns, daß solche Verschwörungen in der Ferne auf ihre Zeit warten.

Hieher gehört auch Mommsens Kunst, seine Ideen, die er aus universalem Überblick über die Dinge gewann, vor uns wachsen zu lassen zu einer stetig fortschreitenden Linie. Wie ein Arzt verfolgt er die Erschütterungen des römischen Staates, und er sieht die Anzeichen sich mehren, die vorbereiten wollen die Zeit der Militärmonarchie. Bei Gaius Gracchus zeigt es sich zuerst schüchtern,

„kurz, er gewöhnte das Volk daran, daß in allen Dingen ein Mann der erste sei . . .“ (R. G. II, S. 113), und Mommsen wird es zur Überzeugung,

„daß nun Gaius Gracchus keineswegs, wie viele gutmütige Leute in alter und neuer Zeit gemeint haben, die römische Republik auf neue demokratische Basen stellen, sondern vielmehr sie abschaffen und in der Form eines durch stehende Wiederwahl lebenslänglich und durch unbedingte Beherrschung der formell souveränen Komitien absolut gemachten Amtes, eines unumschränkten Volkstribunats auf Lebenszeit, anstatt der Republik die Tyrannis, d. h. nach heutigem Sprachgebrauch die nicht feudalistische und nicht theokratische, die napoleonisch absolute Monarchie einführen wollte, das offenbart die Sempronische Verfassung selbst mit voller Deutlichkeit einem jeden, der Augen hat und haben will“ (R. G. II, S. 115).

Und von nun an dürfen wir nicht mehr an den Veränderungen in der Verfassung und den Verhältnissen vorbeigehen, ohne uns zu erinnern, daß alles dorthin geht, wo dann Caesar auftritt. Schon R. G. II, S. 379 werden wir wieder versichert: „Die politische Bewegung lenkte durchaus nach dem Ziele der Despotie . . .“, und R. G. III, S. 93 heißt es: „Der Pontisch-Armenische Krieg und die Piratenangelegenheit wurden die nächsten Ursachen zum Umsturz der Sullanischen Verfassung und zur Einsetzung einer revolutionären Militärdiktatur“.

Immer näher rückt uns das Ziel.

„Längst neigte die Entwicklung des römischen Geweinwesens einer solchen Katastrophe sich zu; es war jedem Unbefangenen offenbar und war tausendmal gesagt worden, daß wenn der Herrschaft der Aristokratie ein Ende gemacht sein werde, die Monarchie unausbleiblich sei“ (R. G. III, S. 198), und immer schneller mehren sich die Zeichen.

„Pompeius' Begehren in Italien an der Spitze seiner asiatischen Legionen als Feldherr aufzutreten und daselbst die höchste militärische und die höchste bürgerliche Gewalt zugleich zu verwalten, ward aufgefaßt als ein weiterer Schritt auf dem Wege zum Throne, Nepos' Sendung als die halboffizielle Ankündigung der Monarchie“ (R. G. III, S. 201) und ca. 100 Seiten später steht: „Es war bei der Koalition von 694 verschiedenes an den Tag gekommen, was für das Sonnenlicht noch keineswegs reif war . . . Auch das größere Publikum, das den politischen Ereignissen ferner stand,

ward aufmerksam auf die immer bestimmter hervortretenden Grundlagen der künftigen Monarchie“ (R. G. III, S. 312) und bald ist auch der nächste Zweck der Machthaber erreicht, „der Zügel straffer angezogen, die republikanische Partei gedemütigt und die neue Monarchie befestigt“ (R. G. III, S. 340).

So ist es uns immer klarer geworden, daß alle diese Bemerkungen Vorbereitungen waren auf die große letzte Entwicklung der Dinge, auf die Monarchie, auf Caesar; auf ihn, „der alles in allem war und ohne den nichts gefördert und nichts gelöst werden konnte“, durch den die „Folgen des persönlichen Regiments“ sich fühlbar machten, daß man es empfand, „Man hatte die Monarchie“ (R. G. III, S. 443).

Indem so nirgends ein Ereigniskreis unauflöslich sich schließt und selbst Caesars Werk in sich die Weiterwirkung in die Zukunft trägt, ist die Römische Geschichte doch ein Torso geblieben; aber sie ist es nur in dem hohen Sinne, in dem jedes Geschichtswerk ein Torso bleiben muß, weil alle und jede Entwicklung nur ein Teil sein kann des Weltganzen.

In dieser Erkenntnis ruht Mommsens Bescheidenheit und „steigerte in ihm das Bewußtsein der relativen Unzulänglichkeit des einzelnen dem ewigen Flusse der Erscheinungen gegenüber“, und „das Bewußtsein, ein Teil des Ganzen zu sein“ (Hartmann, Th. M., S. 148 und 150).

Die Verzögerung.

Durch die vorbereitenden Bemerkungen macht uns Mommsen auf viele Dinge neugierig, aber er führt uns selten direkt zu diesen hin, sondern er arbeitet die Verzögerungen, die in jedem Verlauf eines Ereignisses liegen, heraus; dadurch spannt er unsere Erwartung, und dem ganzen Werk wird ein drangvoller Zug nach vorwärts eingegeben. Es klingt zwar etwas gefährlich nach Willkür, wenn man bei einem Geschichtswerke von Verzögerung spricht, aber wie schon angedeutet wurde, kommt hier der Stoff einer künstlerischen Darstellung entgegen, denn dieses Darstellungsmittel wächst aus dem Leben selber heraus. Oft steht neben dem Anfange einer Entwicklung das bewußte, sichere Ziel, aber in den wenigsten Fällen geht der Weg zwischen diesen zwei Punkten in einer Linie. Man wäre versucht, in diesen Hemmungen und Hindernissen ein Naturgesetz zu suchen. Diese wirksame Wahrheit hat die Kunst verwertet. Auch der Historiker soll sie nicht übersehen. Vor ihm liegt das Material ausgebreitet, er kennt Anfang und Ende der Entwicklungen, und seine Arbeit wird es nun sein, Ziel und Richtung derselben so deutlich vor uns hinzustellen, daß ihr mühsamer Verlauf, die Verzögerung ihrer Entfaltung, wirksam erlebt werden kann.

Mommsen lenkt nun manchmal unser Interesse auf ein sofort bevorstehendes Ereignis, um dann aber gleich durch Einschiebung oder Nachholung anderer Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit vorläufig unbefriedigt zu lassen.

Nach der Beendigung des mithradatischen Krieges z. B. sagt er: „so daß dasselbe (Kleinasien) aus einem römischen Klientelstaat in eine römische Provinz verwandelt werden konnte. Eine Kommission des Senats ward erwartet, um in Gemeinschaft mit dem Oberfeldherrn die neue Provinzialorganisation festzustellen“

(R. G. III, S. 65). Darauf also sind wir gespannt, aber Mommsen fährt fort: „aber noch waren die Verhältnisse mit Armenien nicht geschlichtet", und schildert nun diese zuerst.

Auffallender aber ist die Verwendung der Verzögerung im siebenten Kapitel des dritten Bandes. Gleich anfangs erfahren wir, daß die Unterwerfung des Westens gelingen wird und muß, denn Mommsen sagt uns: „Aber noch war es übrig, jenseits der Alpen zugleich das römische Gebiet gegen Norden und Westen abzuschließen und der hellenische Zivilisation, der noch keineswegs gebrochenen Kraft des italischen Stammes hier einen neuen jungfräulichen Boden zu gewinnen. Dieser Aufgabe hat Gaius Caesar sich unterzogen" (R. G. III, S. 222).

So umfassen wir Anfang und Ende, und doch werden wir in den Ausführungen dazwischen von Hoffnung getragen und von Zweifeln gepeinigt. Dies vermag nur eine Darstellung von viel künstlerischer Empfindung zu bewirken. Caesars Aufgabe stellt sich als beinahe unüberwindlich dar.

So gelingt es Mommsen, uns glauben zu machen, der Sieg Caesars sei höchst zweifelhaft. „Caesars Lage wurde bedenklich; in leidiger Deutlichkeit kam es zu Tage, was selbst bei den Häduern, trotz ihres offiziellen Bündnisses mit Rom und der nach Rom sich neigenden Sonderinteressen dieses Gaus, die keltische Patriotenpartei vermochte; was sollte daraus werden, wenn man in die gärende Landschaft tiefer und tiefer sich hineinwagte und von der Verbindung immer weiter sich entfernte?" (R. G. III, S. 253).

Und kaum ist er dennoch Sieger geblieben vor Bibracte, so schrecken seine Soldaten schon vor Ariovist zurück. „Ein panischer Schrecken ergriff seine Truppen, vor allem seine Offiziere, als sie daran sollten, mit den seit 14 Jahren nicht unter Dach und Fach gekommenen deutschen Kernscharen sich zu messen — auch in Caesars Lager schien die tief gesunkene römische Sitten- und Kriegszucht sich geltend machen und Desertion und Meuterei hervorrufen zu wollen" (R. G. III, S. 255).

Es liegt völlig klar, daß eine solche Zurückhaltung und Hemmung des Siegeslaufes die Siege selber nur in ein umso helleres Licht hebt. Ariovist wird überwunden trotz aller Schwierigkeiten.

Aber Mommsen schildert die ferneren Gefahren seines Helden so drastisch, daß wir immer wieder glauben, diese würden Caesar verschlingen. In Belgien steht er einem sechsfach stärkeren Feinde gegenüber und bald verdunkelt sich sein Stern beinahe völlig in der Nervierschlacht. „Es stand alles auf dem Spiel. Der Feldherr selbst ergriff den Schild und focht unter den Vordersten" (R. G. III, S. 261).

Nachdem auch diese Krise überwunden ist, steht der römischen Flotte ein furchtbarer Gegner gegenüber. „Die Kelten, ihrer Überlegenheit auf diesem Elemente sich bewußt, führten gegen die von Brutus befehligte römische Flotte die ihrige vor. Nicht bloß zählte diese 220 Segel, weit mehr als die Römer hatten aufbringen können; ihre hochbordigen festgebauten Segelschiffe von flachem Boden waren auch bei weitem geeigneter für die hochgehenden Fluten des Atlantischen Meeres, als die niedrigen leichtgefügten Rudergaleeren der Römer mit ihren scharfen Kielen. Weder die Geschosse noch die Enterbrücken der Römer vermochten das hohe Deck der feindlichen Schiffe zu erreichen und an den mächtigen Eichenplanken derselben prallten die eisernen Schnäbel machtlos ab" (R. G. III, S. 264), und nur „eine von der Not eingegebene glückliche Erfindung" rettet sie zuletzt.

Nachdem endlich die Unterwerfung der Gallier trotz aller Widerstände und Fährlichkeiten gelungen ist, wird eine alte Wahrheit kund, „oft ist es leichter, eine freie Nation zu unterwerfen als eine unterworfene in Botmäßigkeit zu erhalten" (R. G. III, S. 272). Die Verschwörung der Patrioten schildert Mommsen mit aller Kraft. Furchtbar ist die Not; Caesar wird gerufen — und wird nicht erreicht. Diese kurze Verzögerung an sich spannt unsere Erregung zur Ungeduld und es ist uns selbst eine Erlösung, daß Caesar endlich doch kommt und alles hemmt und unterdrückt. Allein damit ist Caesars Werk noch nicht gesichert, denn „der kluge Rechner hatte diesmal sich verrechnet. Das Feuer war gedämmt, aber nicht gelöscht" (R. G. III, S. 279). Eine zweite Insurrektion bricht aus und „Eben jetzt bot die Lage der Dinge mehr Aussicht als je. Die Insurrektion des letzten Winters war offenbar nur daran gescheitert, daß Caesar selbst auf dem Kampfplatze erschienen war; jetzt war er fern, durch den nahe bevor-

stehenden Bürgerkrieg festgehalten am Po, und das gallische Heer, das an der oberen Seine zusammengezogen stand, weit getrennt von dem gefürchteten Feldherr“ (R. G. III, S. 279). Dazu kommt, daß der Führer der Aufständischen Vercingetorix ist.

Da wird der Fluß der Ereignisse gestaut durch das plötzliche Erscheinen Caesars. Aber noch löst Mommsen unsere Ungeduld nicht zu rasch. Wir müssen zuerst seine Ausführungen über den „gallischen Kriegsplan“ anhören, dann erst führt er den Helden zum endlichen Sieg, den wir schon lange kannten und an dem wir doch wieder und wieder verzweifeln wollten.

Diese Verzögerungen liegen im Rahmen eines Kapitels selbst, aber es kommt auch vor, daß ganze Kapitel selber gewissermaßen nur wie eine große Verzögerung erscheinen. So führt z. B. eine Linie über die Zerstörung von Karthago und Korinth zu den Gracchen und dem jugurthinischen Kriege bis zu dem Punkte, da neben der Krone das Schwert am politischen Horizont aufgeht; dann aber schiebt Mommsen „Die Völker des Nordens“ ein, und erst dann tritt das Schwert drohend und deutlich hervor im nächsten Kapitel, nämlich in der Revolution des Marius.

So kann es geschehen, daß man weite Strecken des Werkes hastig überfliegt und nur die Höhepunkte sucht, nach denen Mommsen unermüdlich weist. Kunstvoll zeigt sich das auch dort, wo Mommsen den Gegensatz zwischen Caesar und Pompeius so scharf herausarbeitet, daß man glaubt, es müsse unverzüglich zum Bruch zwischen den beiden kommen. Aber die Spaltung wird verzögert durch den Aufstand der Republikaner. Die Machthaber schließen sich wieder zusammen und erst im nächsten Kapitel vollzieht sich der Riß, den wir von Seite zu Seite erwarteten.

Was sich hier in den Kapiteln zeigt, wäre auch nachzuweisen von großen Teilen des Werkes überhaupt. Mommsens Rückblick auf die Ereignisse steigert sich ihm oftmals zu visionärem Erfassen der fernsten Zukunft. Was noch im Keime liegt, steigt als Ziel vor uns auf und sagt uns untrüglich wohin eine Entwicklung eilt.

Schon im Anfange des zweiten Bandes vernehmen wir, „am politischen Horizont war neben der Krone das Schwert aufgegangen“ (R. G. II, S. 158). Und immer wieder durch das ganze

Werk von da an werden wir versichert, daß die Krone einst Wirklichkeit werden muß. Doch bedenken wir gleich hier, daß zwischen dieser ersten bestimmten Andeutung und der Schilderung der Verwirklichung ca. zwei Bände der Römischen Geschichte liegen. Wie viele Hemmungen müssen also überwunden werden! Und Mommsen steigert diese stets so stark, daß sie unüberwindlich scheinen und selbst als die Monarchie schon beinahe da ist, läßt er uns nochmals an ihrem endgültigen Ziel verzweifeln. Wohl sagt er uns: „Längst neigte die Entwicklung des römischen Gemeinwesens einer solchen Katastrophe zu; es war jedem Unbefangenen offenbar, und war tausendmal gesagt worden, daß wenn der Herrschaft der Aristokratie ein Ende gemacht sein werde, die Monarchie unausbleiblich sei“, und weiter unten, „es konnte sich nur noch darum handeln, für die neue Ordnung der Dinge die Personen, die Namen und Formen festzustellen, die übrigens in den teils demokratischen, teils militärischen Elementen der Umwälzung bereits klar genug angedeutet waren“ (R. G. III, S. 198).

So klar also steht das Ziel, aber schon stehen die Hemmungen auf. „Zwar ohne Kampf war an dieses Ziel nicht zu gelangen“ (R.G. III, S. 199) und dieser Kampf wird so schwer, daß man die Siegeszuversicht vergißt, denn „Immer deutlicher kam es zu Tage, wie tief die bestehende Verfassung im Volke Wurzel geschlagen hatte und wie wenig namentlich die dem unmittelbaren Parteitreiben ferner stehenden Kreise, vor allem die Landstädte, der Monarchie geneigt oder auch nur bereit waren, sie über sich ergehen zu lassen“ (R. G. III, S. 313). Ja wir vernehmen sogar, „Das Spiel dieser (der republikanisch-aristokratischen Partei) stand in der Tat damals — 697 — für einen mutigen und geschickten Spieler noch keineswegs verzweifelt. Sie hatte jetzt, was sie seit einem Jahrhundert nicht gehabt, festen Rückhalt in dem Volke; vertraute sie diesem und sich selber, so konnte sie auf dem kürzesten und ehrenvollsten Wege zum Ziele gelangen“ (R. G. III, S. 315).

In dieser Art treten die dringendsten Ereignisse stets nahe an uns heran und beanspruchen für sich allein unsere Aufmerksamkeit, unsere Neigung und Leidenschaft, bis sie dann wieder zurücktreten müssen vor der Bedeutung der einen großen Ent-

wicklung, in deren Dienst sie alle stehen, und deren Fortgang sie wohl zu verzögern, doch nie zu hindern vermögen.

Diese wenigen Beispiele mögen auch dargetan haben, daß es Mommsen nicht nötig hat, die Spannung der Leser durch billige Verheimlichung und Vertröstung auf Endziel und Endzweck zu erwecken. Ihm stehen Mittel zur Verfügung, durch die Darstellung selber immer wieder zu fesseln und in seinen Bann zu zwingen.

Die Steigerung.

Die Verzögerung steigert die Lebendigkeit der Darstellung. Mommsen tritt aber auch sonst mit viel Feingefühl an die Dinge heran, wägt ihren Wert oder Unwert, und weist ihnen dann den Ort zu, sucht ihre Nachbarschaft aus und beschäftigt sich mit ihnen darnach flüchtig und kurz, oder ernst, leidenschaftlich und breit. Die ganze Bewegung, die in den Abstufungen alles Lebendigen liegt, überträgt sich damit auf sein Werk; selbstverständlich bleibt er an die Forderungen der Wahrheit gebunden, aber in ihrem Kreis empfindet er feinste Schattierungen und ordnet durch kräftige Unterscheidung und Sonderung den Stoff zu einer klaren, immerwährenden Steigerung. Dabei zeigt es sich, daß die Kritik keineswegs den Eindruck eines Ereignisses vermindert, sondern im Gegenteil in greller Beleuchtung dasselbe aus der Umgebung emporhebt.

Der Mordbefehl von Ephesus wird als „eine grauenvolle Exekution“ erst in seinem vollen Umfange klar und tritt aus den übrigen Kriegsereignissen heraus, weil uns Mommsen versichert, „Politisch war diese Maßregel nicht bloß ohne jeden vernünftigen Zweck . . ., sondern sogar zweckwidrig. Es ist dieser ephesische Mordbefehl durchaus nichts als ein zweckloser Akt der tierisch blinden Rache, welche nur durch die kolossalen Proportionen, in denen hier der Sultanismus auftritt, einen falschen Schein von Großartigkeit erhält“ (R. G. II, S. 286).

Und die Hinrichtung der Catilinarier wird zu einem Symptom des verfallenden Roms gesteigert durch die Kritik: „es war eine grauenvolle Tat und nur umso grauenvoller, weil sie einem ganzen Volke als groß und preisenswert erschien. Elender hat sich wohl nie ein Gemeinwesen bankerott erklärt als Rom durch diesen mit kaltem Blute von der Majorität der Regierung gefaßten, von der

öffentlichen Meinung gebilligten Beschluß, einige politische Gefangene, die nach den Gesetzen zwar strafbar waren, aber das Leben nicht verwirkt hatten, eiligst umzubringen, weil man der Sicherheit der Gefängnisse nicht traute und es keine ausreichende Polizei gab! Es war der humoristische Zug, der selten einer geschichtlichen Tragödie fehlt, daß dieser Akt der brutalsten Tyrannei von dem haltungslosesten und ängstlichsten aller römischen Staatsmänner vollzogen werden mußte, und daß der ‚erste demokratische Konsul' dazu ausersehen war, das Palladium der alten römischen Gemeindefreiheit, das Provokationsrecht, zu zerstören" (R. G. III, S. 191).

Der Seesieg von Mylae wird in seiner Bedeutung erst recht klar durch den Hinweis auf die Folgen und deren Beurteilung. „Der Gewinn war groß; noch größer der moralische Eindruck. Rom war plötzlich eine Seemacht geworden und hatte das Mittel in der Hand, den Krieg, der endlos sich hinauszuspinnen und dem italischen Handel den Ruin zu drohen schien, energisch zu Ende zu führen" (R. G. I, S. 520).

Die Besonderheit einer Erscheinung scheidet sie von dem Alltäglichen und hebt sie als bedeutend hervor.

„Aber in keiner Gattung spiegelt doch der geistige Verfall der Ciceronischen Zeit in so grauenvoller Klarheit sich wieder, wie in ihrer Historiographie" (R. G. III, S. 615).

„Aber keine Gattung des Luxus blühte so wie die roheste von allen, der Luxus der Tafel" (R. G. III, S. 525).

„Aber weit schlimmer als all diese militärische und finanzielle Verlegenheit war der Rückschlag der politischen Umwälzung in Rom" (R. G. II, S. 292).

Gesteigerter noch kommt die Bedeutung eines Ereignisses zu Tage, wenn dieses anderen Ereignissen gegenübergestellt wird. Sulla tritt in den Vordergrund, weil „er nicht kam, wie sonst römische Oberfeldherren im Osten aufzutreten pflegten . . . Sonst hatte in den östlichen Kriegen eine römische Flotte niemals gefehlt, ja ohne Ausnahme die See beherrscht; Sulla, gesandt um zwei Kontinente und die Inseln des Ägäischen Meeres wieder zu erobern, kam ohne ein einziges Kriegsschiff. Sonst hatte der Feldherr eine volle Kasse mit sich geführt und den größten Teil

seiner Bedürfnisse auf dem Seeweg aus der Heimat bezogen; Sulla kam mit leeren Händen . . . und sah sich ausschließlich angewiesen auf Requisitionen. Sonst hatte der Feldherr seinen einzigen Gegner im feindlichen Lager gefunden und hatten dem Landesfeind gegenüber seit der Beendigung des Ständekampfes die politischen Faktionen ohne Ausnahme zusammengestanden; unter Mithradates' Feldzeichen fochten namhafte römische Männer, große Landschaften Italiens begehrten mit ihm in Bündnis zu treten und es war wenigstens zweifelhaft, ob die demokratische Partei das rühmliche Beispiel, das Sulla ihr gegeben, befolgen und mit ihm Waffenstillstand halten werde, solange er gegen den asiatischen König focht" (R. G. II, S. 289).

Caesars Aufgabe wird deshalb so groß, weil sie den Leistungen und Unzulänglichkeiten der Vorfahren gegenüber gestellt wird.

„Die beiden Grundgedanken der neuen Politik: das Machtgebiet Roms, soweit es hellenisch war, zu reunieren, soweit es nicht hellenisch war, zu kolonisieren, waren mit der Einziehung des Attalischen Reiches mit den transalpinischen Eroberungen des Flaccus bereits in der Gracchischen Zeit praktisch anerkannt worden; aber die obsiegende Reaktion ließ sie wieder verkümmern. Der römische Staat blieb eine wüste Ländermasse ohne intensive Okkupation und ohne gehörige Grenzen; Spanien und die griechisch-asiatischen Besitzungen waren durch weite, kaum in ihren Küstensäumen den Römern untertänige Gebiete von dem Mutterland geschieden, an der afrikanischen Nordküste nur die Gebiete von Karthago und Kyrene inselartig okkupiert, selbst von dem untertänigen Gebiet große Strecken namentlich in Spanien den Römern nur dem Namen nach unterworfen: von Seiten der Regierung aber geschah zur Konzentrierung und Arrondierung der Herrschaft schlechterdings nichts und der Verfall der Flotte schien endlich das letzte Band zwischen den entlegenen Besitzungen zu lösen. Wohl versuchte die Demokratie, wie sie nur wieder ihr Haupt erhob, auch die äußere Politik im Geiste des Gracchus zu gestalten, wie denn namentlich Marius mit solchen Ideen sich trug; aber da sie nicht auf die Dauer ans Ruder kam, blieb es bei Entwürfen. Erst als mit dem Sturz der Sullanischen Verfassung

im Jahr 684 die Demokratie tatsächlich das Regiment in die Hand nahm, trat auch in dieser Hinsicht ein Umschwung ein. Vor allen Dingen ward die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meere wieder hergestellt, die erste Lebensfrage für einen Staat wie der römische war. Gegen Osten wurde weiter durch die Einziehung der pontischen und syrischen Landschaften die Euphratgrenze gesichert. Aber noch war es übrig, jenseits der Alpen zugleich das römische Gebiet gegen Norden und Westen abzuschließen und der hellenischen Zivilisation, der noch keineswegs gebrochenen Kraft des italischen Stammes, hier einen neuen jungfräulichen Boden zu gewinnen. Dieser Aufgabe hat Gaius Caesar sich unterzogen" (R. G. III, S. 221/22).

Die Aufgaben, die der Monarch Caesar vor sich hat, werden gegen einander abgewogen. „Wenn es in der Hauptstadt sich nur darum handelte, durch polizeiliche Ordnungen im größten Maßstab handgreifliche Übelstände hinwegzuräumen, so war es dagegen eine bei weitem schwierigere Aufgabe, der tief zerrütteten Volkswirtschaft aufzuhelfen" (R. G. III, S. 517).

Marius' Verbitterung wird grell beleuchtet durch den Gegensatz: „mit dem Bewußtsein, neue Dienste geleistet, und dafür neue schwerste Kränkungen empfangen zu haben, mit dem bittern Gefühl, von den Feinden nicht mehr gefürchtet, sondern gering geschätzt zu werden . . ." (R. G. II, S. 248), und seine Stellung ergibt sich aus der Gegenüberstellung, „Auch von ihm galt, was von den Neubürgern und Ausgeschlossenen: unfähig und unbehilflich, wie er sich erwiesen hatte, war doch sein populärer Name in der Hand eines Demagogen ein furchtbares Werkzeug" (R. G. II, S. 248).

Der Kampf gegen die Militärdiktatur steigert sich, denn „diese Versuche der Demokratie, sich der drohenden Militärdiktatur zu entwinden, haben geschichtlich eine weit höhere Bedeutung, als die lärmende und größtenteils nur als Maske benutzte Agitation gegen die Nobilität" (R. G. III, S. 173).

Die Niederlage der Demokratie gipfelt in der Gegenüberstellung der Regierung und des Pompeius, „aber konnte in der Tat noch die Rede sein von einer Entscheidung zwischen dem Feldherrn, der ruhmvoller und gewaltiger als je zurückkam, und

der beispiellos gedemütigten und völlig machtlosen Demokratie?" (R. G. III, S. 197).

Je schwieriger die Lage sich gestaltet, in der ein Volk oder ein Feldherr sich befindet, um so gesteigerter wird sein Schicksal empfunden. Die Niederlage der Römer bei Ziela macht den Eindruck, als stürze nun alles und jedes zusammen, weil wir vorher schon erfahren haben, wie schwer die Lage der Römer ist, denn „Die Vereinigung der Armee in Nisibis, die Muße der Winterquartiere, die häufige Abwesenheit des Feldherrn, hatten die Unbotmäßigkeit der Truppen inzwischen noch gesteigert" (R. G. III, S. 76) und in der Tat kommt nun, „Hand in Hand mit der Niederlage die Militärverschwörung", und diese „löste in dem Heere alle Bande der Autorität auf, eben da der Feldherr ihrer am notwendigsten bedurfte" (R. G. III, S. 77).

Die Vollendung der Militärdiktatur steigt zu einem notwendigen Erfolg empor, weil sie die schwersten Widerstände überwindet und dennoch siegt, wenn wir auch versichert werden, „Daß das Spiel (der republikanisch-aristokratischen Partei) in der Tat damals für einen mutigen und geschickten Spieler noch keineswegs verzweifelt" war (R. G. III, S. 314).

Der Aufstand gegen Mithradates und der Tod des Königs selber wirken erschütternd, weil sie in unmittelbarem Gegensatz stehen zu den Rüstungen des Mithradates gegen Rom, die, wenn sie auch eine „Ausgeburt einer ohnmächtig phantasierenden Verzweiflung" (R. G. III, S. 135) waren, doch gigantisch erscheinen.

Um unsere Aufmerksamkeit ganz auf einen Gegenstand zu lenken, führt Mommsen Beispiele an, die vorhergehende Ausführungen beleuchten. Der Sittenfall Roms hat mehr Gewicht, wenn wir vernehmen, „Selbst ein Mann wie Metellus Macedonicus, der durch seine ehrenwerte Häuslichkeit und seine zahlreiche Kinderschar die Bewunderung seiner Zeitgenossen war, schärfte als Zensor 623 den Bürgern die Pflicht, im Ehestande zu leben, in der Art ein, daß er denselben bezeichnete als eine drückende, aber von den Patrioten pflichtmäßig zu übernehmende öffentliche Last" (R. G. II, S. 404).

Spiegelt sich so ein Zustand im Leben der Römer selber, so spiegeln sich für uns heute noch erkennbar die ökonomischen

Verhältnisse Roms im römischen Münzwesen, und die politischen Entwicklungen steigen im Wiederschein aus den kulturellen Verhältnissen. Insofern bedeuten die kulturellen Kapitel eine Steigerung der politischen.

Kräftiger und eindrucksvoller tritt uns ein Zustand entgegen im anschaulichen Bild. Wenn man hört, „daß sich die Invaliden aus dem afrikanischen und kimbrischen Kriege, Tränen in den Augen, um das Bild des geliebten Feldherrn" drängten (R. G. III, S. 172), begreift man erst völlig, daß „einen andern Klang noch hatte der Name des Gaius Marius" (R. G. III, S. 171).

Die Schreckensherrschaft der Marianer spricht am eindringlichsten, wenn die Hingerichteten an uns vorüberziehen. „Es starben Lucius Caesar (Konsul 664), der gefeierte Sieger von Acerrae; sein Bruder Gaius, dessen unzeitiger Ehrgeiz den Sulpicischen Tumult heraufbeschworen hatte, bekannt als Redner und Dichter und als liebenswürdiger Gesellschafter; Marcus Antonius (Konsul 655), nach dem Tode des Lucius Crassus unbestritten der erste Sachwalter seiner Zeit; etc. etc." (R. G. II, S. 312).

Die Bedeutung des Sieges über Ariovist schildert Mommsen bildhaft: „So glänzend kündigte dem mächtigen Strom, den hier die italischen Soldaten zum ersten Mal erblickten, das römische Regiment sich an; mit einer einzigen glücklichen Schlacht war die Rheinlinie gewonnen" (R. G. III, S. 257).

Rückwärts und vorwärts eilen die Entwicklungen und nach beiden Seiten hin steigen sie auf zu letzter Ausgestaltung. Beide Linien liegen notwendig auch in Mommsens Werk. Rom steigt auf in steter Steigerung zur Weltmacht (I. Band), steigt nieder in steter Steigerung zum tiefsten Verfall (II. Band), und entwickelt sich in stetem Aufstieg zur Militärmonarchie (III. Band).

Was von den großen Linien gesagt werden kann, gilt auch für die kleinen und kleinsten Teile des Werkes. Es läge dies eigentlich schon in der Natur jeder historischen Entwicklung, aber zu voller Deutlichkeit bringt sie eben doch nur die ausgebildete Darstellungskunst. Es ist im Kapitel über die Vorbereitung gesagt worden, wie die Ausbildung der Monarchie langsam und notwendig aus den Dingen sich bildet, es könnte auch gezeigt werden, wie die Empörung der Italiker, ja der ganze

zweite Band gleichsam als Vorbereitung auftritt auf die Sullanische Verfassung.

Bilden die Bände in sich geschlossene Linien, so erheben sie sich doch auch stufenweise übereinander. Im ersten Band wird der Aufstieg Roms zur Weltmacht dargestellt. Rom hat eine schwere Aufgabe vollbracht, aber „Das Weltregiment, schwer zu erringen, ist schwerer noch zu bewahren; jenes hatte der römische Senat vermocht, an diesem ist er gescheitert" (R. G. II, S. 67). Diese zweite schwerere Aufgabe ist der Inhalt des zweiten Bandes. Aus der Scheiterung heraus wächst dann zuletzt Caesars Werk und steigt damit zur höchsten Stufe der Entwicklung empor, denn er erfüllt, was durch Jahrzehnte hindurch sich vorbereitete, und er ist der Vollstrecker des Gesetzes, daß die höhere Kultur die niedrigere besiegen müsse, denn er unterwirft Gallien.

„Die Vorbereitung dieser Aufgabe, die Einigung Italiens, hatte die römische Aristokratie vermocht; die Aufgabe selber hat sie nicht gelöst, sondern die außeritalischen Eroberungen stets nur entweder als notwendiges Übel oder auch als einen gleichsam außerhalb des Staates stehenden Rentenbesitz betrachtet. Es ist der unvergängliche Ruhm der römischen Demokratie oder Monarchie — denn beides fällt zusammen —, daß sie jene höchste Bestimmung richtig begriffen und kräftig verwirklicht hat" (R. G. III, S. 220).

So schreitet aber auch in den einzelnen Kapiteln oder Abschnitten die Erzählung vom Geringen zum Bedeutenden. Nach der Schilderung der Beziehungen zwischen Kelten und Iberern folgt diejenige der Verhältnisse der Kelten zu den Römern, denn „Von weit größerer Bedeutung waren die Beziehungen der keltischen Nation mit dem Römervolk und mit den Deutschen" (R. G. III, S. 242). Im Kapitel XII des fünften Buches über die Religion folgt nach der Schilderung der Staatsreligion, der orientalischen Religionen, des Mithras- und Isiskultes, die „bei weitem merkwürdigste Erscheinung", der neue Pythagoreismus. In der Aufgabe Sullas ist das letzte Ziel, das vor seiner Niederlegung der Regentschaft geschildert ist, „vielleicht das schwerste von allen: die Zurückführung der Ausnahmezustände in die neualten gesetzlichen Bahnen" (R. G. III, S. 366).

Caesar und Pompeius stoßen auf Opposition bei den Wahlen, „ebenso große Schwierigkeiten machten den Machthabern die Geschworenen-Gerichte“ (R. G. III, S. 330), ja sogar „im Ganzen waren . . . auf dem Gebiete der Volkswahlen und der Geschworenen-Gerichte es die Machthaber, welche den Kürzeren zogen“ (R. G. III, S. 331), und nun folgt als letzte Steigerung, „Noch schwieriger aber erwies es sich, der Opposition auf einem Felde zu begegnen, dem sie immer eifriger sich zuwandte . . . Es war dies die Literatur“ (R. G. III S. 332). Die Kriegsführung des Lucullus, die mit einer Niederlage endet, wird umso auffallender, da „Es war ein seltsamer, fast unglaublicher Ausgang des in so glorreicher Weise geführten Krieges“, und da Mommsen uns doch sagt: „das Talent und das Glück Sullas schienen auf diesen seinen Schüler sich vererbt zu haben“ (R. G. III, S. 78). Über die vorhergehenden Reformen Caesars steigen diejenigen zur bessern Regelung der Geld- und Bodenwirtschaft, da sie „Ernsterer Art waren und mehr Erfolg versprachen“ (R. G. III, S. 534). Caesar selber erhebt sich über alle Vorfahren und Zeitgenossen, deshalb heißt es bei Publius Scipio: „aber es war ein weiter Weg von da bis zu Alexander und Caesar“ (R. G. I, S. 632), und schließlich ist eben, „Die Aufgabe des Staatsmannes universeller Natur wie Caesars Genie . . .“ (R. G. III, S. 465).

Auch die Steigerung nach der negativen Seite tritt überall hervor. Da übertraf „Valerius Antias in der Weitläufigkeit wie in der kindischen Fabulierung alle seine Vorgänger“ (R. G. III, S. 612). In dem Kapitel über die Literatur des fünften Bandes steigert sich der Verfall zusehends, und dann heißt es zum Schluß: „Nirgends sah es trübseliger aus als in der Bühnenwelt“ (R. G. III, S. 589). Die Art und Weise der Eroberung von Kappadokien durch Mithradates übersteigt diejenige von Kleinasien und Großarmenien, denn „noch schlimmere Wege ging die Politik der Verbündeten in Kappadokien“ (R. G. II, S. 276).

Eine solche immerwährende Steigerung ist nur möglich, wenn die ganze Arbeit vom Anfang zum Ende, bei positiven und negativen Entwicklungen, vom Unbedeutenden zum Bedeutenden schreitet.

„Das Große (aber) in Mommsens Römischer Geschichte, wodurch sie für alle Zeiten — ganz abgesehen von der kritischen Forscherarbeit und der künstlerischen Gestaltungskraft — einen Markstein in der Geschichtsschreibung bilden wird, ist gerade die zum ersten Male konsequent durchgeführte evolutionistische Geschichtsauffassung, die dazu führte, daß er einerseits die verschiedenen Seiten des Volkslebens einheitlich und zusammenhängend untersuchte und darlegte, und daß er anderseits die Triebkräfte der Entwicklung historisch induktiv in einer Weise aufzeigte, die vielfach der von Darwin in der Geschichte der organischen Welt aufgewiesenen analog ist“ (Hartmann, Th. M., S. 68).

Seiner ganzen Arbeit mußte deshalb das Element der Steigerung schon inneliegen, und es war nur noch die Aufgabe der Darstellung, dieses lebendig zur Anschauung zu bringen, denn das Ziel Mommsens war, „die sukzessive Völkerschichtung in den einzelnen Ländern darzulegen, um die Steigerung von der unvollkommenen zu der vollkommenen Kultur und die Unterdrückung der minder kulturfähigen oder auch nur minder entwickelten Stämme durch höherstehende Nationen soweit möglich rückwärts zu verfolgen“ (R. G. I, S. 8).

Gegensatz und Vergleich.

Schon einige Male ist darauf hingewiesen worden, wie sehr Kontraste und Vergleiche die Darstellung in der verschiedensten Art bewegen. Sie stellen Licht neben Schatten, drängen Ereignisse besonders hervor und rücken den Stoff in die Nähe. In ihrer Verwendung ist der Historiker wohl nicht ganz frei, aber je mehr er Schöpfer ist, umso feiner wird er ein Gefühl haben für Gleiches und Gegensätzliches, und je umfassender sein Wissen und sein Überblick über Welt und Geschichte sind, umso reicher wird ihm Gelegenheit geboten sein, Vergleiche und Gegensätze zu finden.

Zunächst finden sie sich im Stoff der behandelten Zeiten selbst. Ähnliche Erscheinungen treten auf. Perseus war, „gleich seinem Vater, herrisch und nicht bedenklich in der Wahl seiner Mittel“ (R. G. I, S. 757). In der Gegenüberstellung von Hannibal und Scipio heißt es von letzterem, „und doch verzehrte auch ihn durch seine letzten Jahre bitterer Gram“ (wie Hannibal) (R. G. I, S. 752). „Das römische Heerwesen dieser Zeit war ungefähr in derselben Verfassung wie das karthagische zur Zeit Hannibals“ (R. G. III, S. 497). Von der Sullanischen Gesetzgebung heißt es, „allein wie sie durch Gewalt begründet war, bedurfte sie auch ferner der Gewalt . . .“ (R. G. III, S. 3). „Wie die Sempronischen Gesetze die Revolutionspartei zunächst als politische Opposition konstituierten, so ging dieselbe mit den Gabinisch-Manilischen über aus der Opposition in das Regiment; und wie es ein großartiger Moment gewesen war, als mit der vergeblichen Intercession des Octavius der erste Bruch in die bestehende Verfassung geschah, so war es nicht minder ein bedeutungsvoller Augenblick, als mit dem Rücktritt des Trebellius das letzte Bollwerk des sena-

torischen Regiments zusammenbrach“ (R. G. III, S. 118), „die Führung eines Krieges, von dem man wie von Alexanders Heerfahrt wohl sagen konnte, wo und wann er begann, aber nicht wo und wann er enden möge“ (R. G. III, S. 115).

Oder es zeigen sich Verschiedenheiten und Gegensätze: Perseus war „stetig und beharrlich wie sein Vater leichtsinnig und leidenschaftlich. Philippos, schon als Knabe König und in den ersten 20 Jahren seiner Herrschaft vom Glück begleitet, war vom Schicksal verwöhnt und verdorben worden; Perseus bestieg den Thron in seinem 31. Jahr und wie er schon als Knabe mitgenommen worden war in den unglücklichen römischen Krieg, wie er aufgewachsen war im Druck der Erniedrigung und in dem Gedanken einer nahen Wiedergeburt des Staates, so erbte er von seinem Vater mit dem Reich seine Drangsale, seine Erbitterung und seine Hoffnungen“, und in Perseus selber zeigt sich wieder ein Gegensatz, denn „er war nicht, was er schien; ihm fehlte Philipps Genialität und Philipps Spannkraft, die wahrhaft königlichen Eigenschaften, die das Glück verdunkelt und geschändet, aber die reinigende Macht der Not wieder zu Ehren gebracht hatte. Philippos ließ sich und die Dinge gehen; aber wenn es galt, fand er in sich die Kraft zu raschem und ernstlichem Handeln. Perseus spann weite und feine Pläne und verfolgte sie mit unermüdlicher Beharrlichkeit; aber wenn die Stunde schlug und das, was er angeregt und vorbereitet hatte, ihm in der lebendigen Wirklichkeit entgegentrat, erschrak er vor seinem eigenen Werke“ (R. G. I, S. 757/58). Hannibals und Scipios Leben gingen in entgegengesetzter Richtung. „Ihn (Scipio) hatte das Glück mit all den Erfolgen überschüttet, die seinem Gegner versagt blieben, mit Erfolgen, die ihm gehörten und nicht gehörten“ (R. G. I, S. 752). Richtige und unrichtige politische Bahnen stehen neben einander, „so weit war man durch die schlaffe Regierungsweise aus den Bahnen der richtigen Politik gedrängt, daß man jetzt, statt die Hellenen gegen die Barbaren, umgekehrt die Skythen gegen die halben Landsleute unterstützen mußte“ (R. G. II, S. 278). Caesar verfügte über das Heer; diese Macht wird in Gegensatz gestellt zum Machtgebiet. „Wenn also Caesar das eine hatte, was not tat . . ., so dehnte seine Macht verhältnismäßig

sich nur über einen sehr beschränkten Raum aus“ (R. G. III, S. 379). „Das republikanische Rom war eine Räuberhöhle, aber zugleich der Staat; das Rom der Monarchie, obwohl es mit allen Herrlichkeiten dreier Weltteile sich zu schmücken und in Gold und Marmor zu schimmern begann, war doch nichts im Staate als das Königsschloß in Verbindung mit dem Armenhaus, d. h. ein notwendiges Übel“ (R. G. III, S. 517).

Aber der Historiker kann auch über die beschriebene Zeit hinausgehen und Vergleiche aus der Ferne holen. „Die Maßregel der Römer war ungefähr derart, wie wenn jetzt ein Seestaat von Fregatten und Kuttern übergehen wollte zum Bau von Linienschiffen“ (R. G. I, S. 517).

Von der Stelle, wo Karthago stand, sagt Mommsen, es sei eine „noch heute mit Landhäusern besetzte . . . Anschwellung des Bodens“ . . ., wo „noch heute unter nicht günstigen Verhältnissen und an einer weit weniger gut gewählten Stelle eine Stadt von 100,000 Einwohnern besteht und gedeiht“ (R. G. I, S. 489), oder von der Sklavenwirtschaft: „Jetzt konnten die Karthager unbeschränkt den reichen libyschen Boden ausbeuten durch ein System, das dem der heutigen Plantagenbesitzer verwandt ist“ (R. G. I, S. 490), dann wieder fordert er uns auf: „Man versuche sich vorzustellen, wie es in Ostindien aussehen würde, wenn die englische Aristokratie wäre, was in jener Zeit die römische war“ (R. G. II, S. 133). „Es waren Zustände, die an die königslosen Zeiten des deutschen Mittelalters erinnern, als Nürnberg und Augsburg nicht in des Königs Recht und Gericht, sondern einzig in ihren Wällen noch Schutz fanden“ (R. G. III, S. 142).

„Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Caesars Züge jenseits der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignis so gut wie die Erkundung Amerikas durch Europäische Scharen“ (R. G. III, S. 301).

„Lebhaft erinnert das römische Bühnenwesen der Ciceronischen Zeit an das heutige französische Theater“ (R. G. III, S. 593). „Man versuche sich ein London zu denken mit der Sklavenbevölkerung von New Orleans, mit der Polizei von Konstantinopel, mit der Industrielosigkeit des heutigen Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der Pariser von 1848, und man wird

eine ungefähre Vorstellung von der republikanischen Herrlichkeit gewinnen, deren Untergang Cicero und seine Genossen in ihren Schmollbriefen betrauern“ (R. G. III, S. 513).

„Alles, was in der heutigen Welt das Kapital an argen Sünden gegen Nation und Zivilisation begangen hat, bleibt so tief unter den Greueln der alten Kapitalistenstaaten, wie der freie Mann, sei er auch noch so arm, über dem Sklaven bleibt; und erst wenn Nordamerikas Drachensaat reift, wird die Welt wieder ähnliche Früchte zu ernten haben“ (R. G. III, S. 532).

Es wäre nun noch darauf hinzuweisen, wie Mommsen auch in kurzen Andeutungen Gegensätze ausdrückt. So wenn er z. B. sagt: „Die Zahl der kleinen großen Männer war Legion“ (R. G. III, S. 307) oder wenn er vom „ohnmächtigen Riesen“ spricht (R. G. III, S. 135).

Alle diese Beispiele können nur in geringem Grade den Reichtum an Gegensätzen und Vergleichen in Mommsens Werk zeigen, aber es wird sich in den andern Kapiteln noch Gelegenheit finden, da und dort wieder auf dieses Darstellungsmittel zurückzukommen.

Die Gegenständlichkeit.

Mommsen schaut die Dinge, er begreift sie nicht nur; so gleicht er dem griechischen und dem römischen Beter: „Wie der Grieche, wenn er opfert, die Augen zum Himmel aufschlägt, so verhüllt der Römer sein Haupt; denn jenes Gebet ist Anschauung und dieses Gedanke“ (R. G. I, S. 27). Er ist der Zuschauer und Beurteiler, aber er ist auch der Mitbeteiligte, der alles selber erlebt und mit unvergleichlicher Schlagkraft seine Erzählung in Bilder umsetzt. Von ihm möchte man sagen, was er von Cicero sagt: „Ciceros Macht beruht auf der Macht der Sprache und der Wirkung der Sprache auf das Gemüt“ (R. G. III, S. 621). Bei ihm predigen Demagogen vor „unmündigen Ohren“ (R. G. I, S. 827), die Karthager sind „Budenleute“ (R. G. I, S. 523), Gaius Flaminius und Gaius Varro sind die „Heilande des politischen Köhlerglaubens“ (R. G. I, S. 610) und Cicero eine „politische Wetterfahne“ (R. G. III, S. 219) oder dann hören wir von einem „politischen Lumpentheater“ (R. G. III, S. 308). Die Achäer werden von „zwerghafter Vergrößerungssucht gepeinigt“ (R. G. I, S. 748) und in Karthago verraucht „der kurzlebige Patriotismus“ (R. G. I, S. 619), und die Züge der Kimbrer und Teutonen sind eine „großartige Rekognoszierung“ (R. G. III, S. 244).

Von Marius heißt es nicht etwa, er war tot, sondern bildhafter, „er war eine Leiche“ (R. G. II, S. 314), den Krieg kann man „schlafen legen“ (R. G. II, S. 150), und Senatoren schlägt man tot wie „tolle Hunde“ (R. G. II, S. 315). Den Sklavenwirten saß das Herz im „Geldbeutel“ (R. G. III, S. 92) und die Verfassung hat „alte Schnörkel und Rostflecken“ (R. G. III, S. 408).

Ganze Zustände und Ereignisse treten in einem Bilde vor uns hin. „So fuhr denn zwar der revolutionäre Besen gelegentlich

sehr unsanft in die Spinnweben der auguralen Vogelweisheit hinein“ (R. G. III, S. 570). „Wie in der alten griechischen Schiffersage, befand sich das Fahrzeug der römischen Gemeinde gleichsam zwischen zwei aufeinander zu schwimmenden Felsen“ (R. G. III, S. 353). „Der Senat stand wie in einer von allen Seiten ausgesetzten und bedrohten Festung“ (R. G. III, S. 6). „Crassus versucht den Verdruß über seine . . . doch machtlose Stellung über den immer höher sich ihm häufenden Goldbergen zu vergessen“ (R. G. III, S. 341). Vielfach vergleicht Mommsen den Staat mit einem Bau, aber wirksamere und eindrücklichere Bilder holt er aus der Natur. Schlicht und etwas unpersönlich klingt es zwar noch, wenn der spanische Landsturm unzuverlässig ist „wie die Welle und der Wind“ (R. G. III, S. 35), oder wenn sich gegen Philippos im „Westen ein Gewitter“ (R. G. I, S. 698) zusammenzieht. (Als sich die Römer für die Dinge im Orient zu interessieren begannen.) Eigenartiger aber schon ist das Bild der Revolution, als ein „rastlos flammender und an seinem eigenen Blut zehrender Vulkan“ (R. G. III, S. 200), oder wenn es heißt: „Wie eine Eisdecke unvermerkt über den Strom sich legt und unvermerkt denselben mehr und mehr einengt, so entsteht diese neue Aristokratie; und ebenso unvermerkt tritt ihr die neue Fortschrittspartei gegenüber gleich der im Grunde sich verbergenden und langsam sich wieder ausdehnenden Strömung“ (R. G. I, S. 783).

Und geradezu gewaltig tönt es, wenn es von den Kimbrerzügen heißt: „Die Menschenlawine, die 13 Jahre hindurch von der Donau bis zum Ebro, von der Seine bis zum Po die Nationen alarmiert hatte, ruhte unter der Scholle oder fronte im Sklavenjoch; der verlorene Posten der deutschen Wanderungen hatte seine Schuldigkeit getan; das heimatlose Volk der Kimbrer mit seinen Genossen war nicht mehr“ (R. G. II, S. 187), oder wenn Mithradates beabsichtigte, „die Skythen in den sarmatischen Städten, die Kelten an der Donau als Bundesgenossen mit sich fort zu reißen und mit dieser Völkerlawine sich auf Italien zu stürzen“ (R. G. III, S. 135), oder wenn es nach dem Tode des Vercingetorix heißt: „Wie nach trübe verlaufenem Tage wohl die Sonne im Sinken durchbricht, so verleiht das Geschick noch untergehenden Völkern wohl einen letzten großartigen Mann“ (R. G. III, S. 291).

Oft werden solche Bilder verstärkt durch die vorahnende Bedeutung, die in sie gelegt wird.

„Es ist hier darzustellen, was römischerseits geschah, um nach dieser Richtung hin das Reich zu sichern und zu arrondieren und wie zugleich die großen Völkermassen, die hinter jenem gewaltigen Gebirgsvorhang ewig auf- und niederwogten, anfingen an die Tore der nördlichen Gebirge zu pochen und die griechisch-römische Welt wieder einmal unsanft daran zu mahnen, daß sie mit Unrecht meine, die Erde für sich allein zu besitzen“ (R. G. II, S. 159). „Der verfassungsmäßige Kampf war zu Ende; und daß er zu Ende war, das sprach M. Cato aus, als er zu Utica sich in sein Schwert stürzte“ (R. G. III, S. 459).

Mommsen weicht abstrakten Begriffen aus durch Personifikation.

Der römische Krieg fraß den Bundesgenossen Gut und Blut (R. G. I, S. 647), Macedonien werden Sehnen und Nerven durchschnitten (R. G. I, S. 773), das römische Festungsnetz zerriß überall der Landschaft Sehnen und Nerven (R. G. I, S. 613), die Restaurationsregierung „saß auf dem erledigten Throne mit bösem Gewissen und geteilten Hoffnungen“ (R. G. II, S. 130). „Und wenn die italische Literatur und Kunst längst unverwandt nach Osten blickte, so begann jetzt auch die hellenische das Antlitz nach Westen zu wenden“ (R. G. II, S. 408). „Nur Hunger und Durst und die endlose Sandwüste schienen Wache zu halten an den Pforten des Ostens“ (R. G. III, S. 344). „Feil war diesen Klubs alles: . . . auch die Fäuste, die den Straßenkrawall machten“ (R. G. III, S. 7).

Diese Art der Gegenständlichkeit bespricht Bernheim in seinem Lehrbuch und er kommt zum Schluß: „Deshalb ist es meines Erachtens zu tadeln, wenn z. B. Giesebrecht in der Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. III, 3. Aufl., S. 330 sagt: ‚Heinrichs Mißgeschick ließ seine mühsam errungenen Erfolge schwinden, wie der Sturm die Streu von der Tenne fegt‘, oder ebenda, S. 408: ‚Mit Gewalt raffte sich Heinrich aus der Tiefe des Elends auf und schlug an das Schwert, seine letzte Hoffnung‘, oder S. 701: ‚Wie beim Nahen des Unwetters die Wolken von allen Seiten am Himmel zusammenschießen, so waren die mit dem Kreuz bezeichneten

Scharen gefahrdrohend auf Konstantinopel hingestürmt‘. Das alte Vorurteil, der darstellende Historiker müsse unbedingt Künstler sein, unterstützt derartige Übergriffe in den rein poetischen Stil und verleitet selbst bei der Darstellung anspruchsloser Forschungsresultate vielfach zu jenem Zwitterstil poetisierender Prosa, der umso unleidlicher ist, da er mit zahlreichen bildlichen Redewendungen verbrämt zu sein pflegt, die im Laufe der Zeit durch übermäßigen Gebrauch die konkrete Anschaulichkeit gänzlich eingebüßt haben; Wendungen wie: ‚die blutige Fahne des Aufruhrs erheben, den Stier bei den Hörnern packen, sich zwischen zwei Stühle setzen, das Kriegswetter tobt‘ u. dergl. m. Gewiß hat man das Recht, der Abwechslung im Ausdruck wegen, auch einmal zu solchen Wendungen seine Zuflucht zu nehmen, aber man soll nicht danach haschen in der Meinung, es sei eine Forderung historischer Darstellungskunst“ (S. 522) (6. Aufl., S. 791).

Selbstverständlich kann dieses Darstellungsmittel eine Gefahr werden, aber es handelt sich auch hier nicht darum, nach etwas zu haschen, sondern etwas zu können. Mommsen hat auch „echte Plastik, die von innen heraus den eigensten Zwecken der Darstellung dient, d. h. Vertretungen, die aus jenem Prozeß entspringen, vermöge dessen wir mehrere Vorstellungen oder ganze Vorstellungsmassen in eine einzelne Vorstellung einschließen und mit der Mitteilung der letzteren zugleich mitteilen, ohne jene mehreren ausdrücklich wiederzugeben“ (Bernheim, S. 523) (6. Aufl., S. 792).

Er vergegenwärtigt z. B. einmal den Übermut des Adels in folgendem kleinen Ereignis. „Als eine römische Dame von hohem Adel, die Schwester eines der zahlreichen Bürgergeneräle, die im ersten punischen Kriege die Flotte der Gemeinde zu Grunde gerichtet hatten, eines Tages auf dem römischen Markt ins Gedränge geriet, sprach sie es laut vor den Umstehenden aus: daß es hohe Zeit sei, ihren Bruder wieder an die Spitze einer Flotte zu stellen und durch einen neuen Aderlaß der Bürgerschaft auf dem Markte Luft zu machen“ (R. G. I, S. 859).

Das Erschlaffen der Heereszucht wird an einem Beispiele klar gemacht: „Während der Belagerung von Pompei ward der Befehlshaber des sullanischen Belagerungskorps, der Konsular Aulus

Postumius Albinus, von seinen Soldaten, die von ihrem Feldherrn dem Feinde verraten zu sein glaubten, mit Steinen und Knütteln erschlagen" (R. G. II, S. 249). Es wäre überhaupt viel darüber zu sagen, wie Mommsen durch Beispiele und Zitate das Gesagte erhärtet und veranschaulicht. Oft heißt es „so soll z. B.", oder „ein Beispiel zeigt", oder es folgen einfach unmittelbar die Beispiele selbst. Aber am auffallendsten ist bei Mommsen die Umsetzung in Handlung und Bewegung. Selbst scheinbar leblose Dinge handeln selber. Bei ihm „heißt es" nicht etwa, oder „steht es" nicht geschrieben im Buch der Richter, sondern „das Buch der Richter sagt: Die Freiheit . . ." (R. G. I, S. 488). Bedeutender aber ist es, daß seine Helden stets in Bewegung sind. Von Viriathus erzählt er: „Kein Abzeichen unterschied ihn von dem gemeinen Soldaten; von der reichgeschmückten Hochzeitstafel seines Schwiegervaters, des Fürsten Astolpa, im römischen Spanien stand er auf, ohne das goldene Geschirr der kostbaren Speisen berührt zu haben, hob seine Braut auf das Roß und ritt mit ihr zurück in seine Berge" (R. G. II, S. 10). Von Mithradates heißt es: „Zu Pferd und ohne Purpurgewand, aber geschmückt mit der königlichen Stirnbinde und dem königlichen Turban, erschien er an der Pforte des römischen Lagers und begehrte, vor den römischen Feldherrn geführt zu werden" (R. G. III, S. 129), von Vercingetorix: „Hoch zu Roß und im vollen Waffenschmuck erschien der König der Arverner vor dem römischen Prokonsul und umritt dessen Tribunal" (R. G. III, S. 291), von Sulla: „. . . Sulla stieg herab von der Rednerbühne und zu Fuß, nur von den Seinigen begleitet, ging er mitten durch eben jenen Pöbel, der ihm vor acht Jahren das Haus geschleift hatte, zurück zu seiner Wohnung" (R. G. II, S. 367). Besonders bewegt ist die Schilderung der Flucht des Marius, und wir erleben dann auch die ganze Tragik in dessen Heimkehr, indem wir ihn begleiten, „Er kam zurück und öffnete sein Haus, seine Säle standen leer. Er ging fort in den Osten" (R. G. II, S. 208). Dann wieder sehen wir, daß in Griechenland „selbst von den Besseren der eine über dem Buche, der andere mit dem Rapier, der dritte bei der Studierlampe den Tag verdarb" (R. G. I, S. 686), oder wir beobachten „den jungen Elegant, wie er mit glattem Kinn, feiner Stimme und trippelndem

Gang mit Kopf- und Busentüchern, Manschettenhemden und Frauensandalen die lockeren Dirnchen kopierte" (R. G. III, S. 530).

Nicht nur Einzelne, auch ganze Gruppen und Völker sind in Bewegung.

„Auch der Schweif der Verfassungspartei, alle die mit halbem Herzen mitgemacht hatten oder gar, wie M. Cicero und seinesgleichen nur um die Aristokratie herumtrippelten wie die Halbhexen um den Blocksberg" (R.G. III, S. 430).

„Dies Volk, das in den Gassen Roms sich drängte und auf dem Markte Beamte und Gesetze machte" (R. G. III, S. 97).

„Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge auf dem Markte, bis an die Dächer hinauf waren alle Gebäude, von wo aus die Rednerbühne gesehen werden konnte, mit Menschen bedeckt" (R. G. III, S. 114).

Gehorsam war die römische Nation erschienen „auf den Schlachtfeldern am Guadalquivir und an der Medscherda, am Tempepaß und am Sipylos . . ." (R. G. II, S. 218).

„Die Numidier standen auf und überschwemmten weithin das Land" (R. G. I, S. 523).

Je bewegter die Handlung des Geschehens ist, umso tiefer sinkt die Ruhe in sie hinein. So glaubt man die Öde und Stille auf dem Marktplatz zu hören, nachdem die „Stimme des letzten von ihnen, des alten Cato, im Rathaus und auf dem Marktplatz verstummte". Ruhe und Bewegung treten in direkten Gegensatz, „wenn dieser auf dem Pflaster hungerte, dehnte jener sich bis in den hellen Tag hinein in den Federn" (R. G. III, S. 524).

„Aber dem brausenden Wogen der Masse gegenüber schwiegen alle bis auf den einzigen Lucius Trebellinus" (R. G. III, S. 114).

„Plötzlich erscholl in der Stille der Nacht rings im Kreise um sie der gefürchtete Schlachtruf der Legionen und regneten von allen Seiten die Geschosse in die asiatischen Heerhaufen" (R. G. III, S. 128).

„Die Menge, die es bequemer fand, das Getreide im Schatten der römischen Hallen aus den öffentlichen Magazinen sich zumessen zu lassen, als es im Schweiße des Angesichts selber zu bauen" (R. G. III, S. 182).

Sulla ließ alle „daselbst bis auf den letzten Mann niederhauen, sodaß man in dem nahen Tempel der Bellona, wo Sulla eben eine Senatssitzung abhielt, deutlich das Klirren der Waffen und das Stöhnen der Sterbenden vernahm“ (R. G. II, S. 330).

Man müßte ganze Teile des Werkes hieher setzen, wollte man nur im Geringsten ein Bild geben von der Kraft der Gegenständlichkeit. Es hat sich im Kapitel über das Werk gezeigt, wie sehr der Aufbau in engen und weiten Kreisen die Geschlossenheit des Werkes bedingt. Es erhöht die Bildhaftigkeit ungemein, wenn eine Entwicklung, vom Anfang ausgehend, ins Ende zurückfließend, eine Handlung in sich faßt.

„Hannibal . . . betrat . . . hier abermals nach sechsunddreißigjähriger Abwesenheit den Boden der Heimat, die er fast ein Knabe noch verlassen hatte, um seine großartige und doch so durchaus vergebliche Heldenlaufbahn zu beginnen und westwärts ausziehend von Osten her heimzukehren, rings um die Karthagische See einen weiten Siegeskreis beschreibend“ (R. G. I, S. 657).

Durch die Hände der Karthager gehen „das Gold und die Perlen des Ostens, der tyrische Purpur, die Sklaven, das Elfenbein, die Löwen- und Pardelfelle aus dem innern Afrika, der arabische Weihrauch, das Linnen Ägyptens, Griechenlands Tongeschirr und edle Weine, das kyprische Kupfer, das spanische Silber, das englische Zinn, das Eisen von Elba. Jedem Volke bringen die phönikischen Schiffer, was es brauchen kann oder doch kaufen mag und überall kommen sie herum, um doch immer wieder zurückzukehren zu der engern Heimat, an der ihr Herz hängt“ (R. G. I, S. 486).

So sieht man noch einmal abgerundet und voll ausgeschöpft eine Tat; der Eindruck ist tief, weil die bildhafte Klarheit den Vorgang selbstverständlich macht.

Die Vergegenwärtigung.

„Mit vollem Recht erklärt man sich gegen die neuerdings viel beliebte Anwendung moderner technischer Ausdrücke zur Bezeichnung vergangener Verhältnisse und Objekte: wenn der Historiker von Gardelieutnants altrömischer Regimenter, von der Camarilla Kaiser Heinrichs IV., vom Rationalismus Abälards, von der Romantik Petrarcas redet, so weiß er selbst zwar meist sehr gut, welche tatsächlichen Vorstellungen durch diese Ausdrücke vertreten werden sollen, allein der dessen unkundige Leser wird verleitet, die Vorstellung moderner Verhältnisse, die er gewohnt ist durch diese Ausdrücke vertreten zu sehen, fälschlich zu substituieren“ (Bernheim, S. 519) (6. Aufl., S. 787).

Wollte man von diesem Gesichtspunkte aus Mommsens Werk betrachten, so müßte man es wohl skeptisch aufnehmen oder stellenweise sogar ablehnen, denn auch nachdem Mommsen bei der Abschrift des ersten Bandes „massenweise Seitenblicke auf die moderne Zeit, die eigentlich mehr auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit ein Streiflicht warfen“, hinausgestrichen hatte, was er übrigens nur mit großer Überwindung tat, „weil, wie er selbst gestand, sein Herz dieser Dinge voll war“ (Hartmann, Th. M., S. 62), so finden sich in der Römischen Geschichte noch so vielfache Vergegenwärtigungen, daß sie den Gesamteindruck stark beeinflussen. Es mag dahingestellt bleiben, wann und wo Bernheims Befürchtungen zutreffen; es scheint bei Mommsens Vertiefung in den Ernst der wissenschaftlichen Arbeit sicher, daß seine Darstellungsweise „darauf ausging, nicht den antiken Geist durch moderne Anschauung zu ersetzen, wohl aber antike technische Ausdrücke durch moderne zu veranschaulichen“ (Hartmann, Th. M., S. 68).

Da werden heruntergekommene Herren als Schatzungsbeamte und „Fronvögte“ (R. G. I, S. 499) in die abhängigen Gemeinden ausgesendet, die Spanier haben eine „Landsknechtmoral“ (R. G. I, S. 630) und die Kelten „Reisläufer“ (R. G. I, S. 555), oder es gibt griechische „Pfaffen“ (R. G. I, S. 870).

Da sind „Marktflecken und Dörfer“ (R. G. I, S. 506) und natürlich gibt es einen „Dorfschulzenverstand“ (R. G. I, S. 660) und eine „Bürgerwehr“ (R. G. I, S. 565), „Fabrikarbeiter“ (R. G. I, S. 505) und „Fabrikanten“ (R. G. I, S. 565) mit „Bureaupersonal“ (R. G. I, S. 790).

Auf der römischen Bühne findet man „eheliche Gardinenkonversation neben der Küchen-, Hebammen- und Präsentenrechnung“ (R. G. I, S. 866). Mit leidenschaftlicher Erregung schilt Mommsen den Pöbel „Janhagel“ (R. G. II, S. 71) und mit aller Verachtung spricht er von den „bartlosen Jünglingen“ (R. G. II, S. 72) und den „glattkinnigen Manchettenträgern“ (R. G. II, S. 83) und jener „eleganten Welt der duftenden Haarlocken, der modischen Stutzbärte und Manchetten“ (R. G. III, S. 174) und den „Rasier-, Frisier- und Manchettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit“ (R. G. III, S. 461).

Merkwürdig mutet uns zunächst an, wenn Archimedes als „Ingenieur Archimedes“ sich vorstellt (R. G. I, S. 621), und wenn die „Kantone“ der Kelten sich vereinigen zum Verzweiflungskampf... und sie begreifen die Unvermeidlichkeit des Krieges mit Rom um den Besitz der „Lombardei“ (R. G. I, S. 555) (ein Begriff, der für jene Zeit noch gar nicht vorhanden war).

Allein man staunt erst, wenn das römische Kriegsvolk erscheint und an uns vorüberzieht, als zöge zur Stunde ein modernes Heer vorbei.

Da bestehen die Truppen aus „phönikischen Schwadronen“ (R. G. I, S. 573), oder es gibt „aus fechtgewohnten Sklaven und Lumpen aufgestellte Bataillone der Anarchie“ (R. G. III, S. 307); von „den heimischen Bergen nieder steigt der Landsturm der Umbrer“, und die „Landwehr der Etrusker“ (R. G. I, S. 556) soll den Apennin besetzen und sperren. Abends lagert sich das Heer und die „Biwakfeuer“ (R. G. I, S. 557) brennen. Ein römisches „Detachement“ (R. G. I, S. 589) wird gefangen genommen und „numidische schwere Kavallerie“ (R. G. I, S. 739) reitet herzu.

Eumenes wirft sich auf die „Söldnerinfanterie“ (R. G. I, S. 740) und die in Unordnung geratenen „Kürassiere“ (R. G. I, S. 740).

Da erscheinen der „stellvertretende Oberkommandant“ (R. G. I, S. 629), „Infanteriemassen“ (R. G. III, S. 133) und „Linieninfanterie“ (R. G. III, S. 455). „Stabsoffiziere“ (R. G. I, S. 791) werden ernannt und „falsche Bulletins“ (R. G. I, S. 814) herausgegeben und an den Rat werden „falsche Depeschen“ (R. G. I, S. 497) adressiert. „Batterien“ (R. G. I, S. 528) werfen Mauertürme ein, und die Angriffe der Karthager auf die italische Küste scheitern, weil die Römer „Strandbatterien“ (R. G. I, S. 530) errichtet haben.

Hier dürfte vielleicht auch nebenbei hingewiesen werden auf die Eigenart und Gegenständlichkeit des Mommsen'schen Wortschatzes. Seine Sprache wird dadurch zur Kunstsprache erhoben.

Er spricht von „kümmerlicher Politik“ (R. G. II, S. 22), von einer „quelligen Oase“ (R. G. II, S. 150), der „seefahrenden Bevölkerung“, dem „Länderbündel“ (R. G. II, S. 58), dem „grobdrähtigen Epikureismus“ (R. G. III, S. 583) und dem „Altweibersommer der griechischen Poesie“ (R. G. III, S. 598). Dann wieder spricht er von einer „altersschwachen Verfassung“ (R. G. I, S. 626), Massinissa nennt er den „Dränger vor Karthago“ (R. G. I, S. 675), Cato ist „bocksteif und halb närrisch“ (R. G. III, S. 202) und Caesar „der schmiegsame Meister der Intrigue“ (R. G. III, S. 202). Gaius Gracchus ist ein „politischer Brandstifter“ (R. G. II, S. 117), die Karthager sind „Budenleute“ (R. G. I, S. 523) und die Ansprüche des Proletariats „pinselhaft und bübisch“ (R. G. II, S. 117).

In merkwürdigem Gegensatz dazu stehen die Verwendungen von Fremdwörtern und der oft gequälte ineinandergeschobene Stil.

Durch die Vergegenwärtigung tritt die Vergangenheit aus der Ferne in das Licht des Tages. Mommsen selber schrieb darüber an Henzen nach dem Erscheinen des ersten Bandes: „Über den modernen Ton wäre viel zu sagen. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß er nicht gewählt ist, um das Publikum zu kajolieren. Direkte Anspielungen, die sich hundertfach darboten, sind durchgängig verschmäht. Aber wollen Sie eines bedenken: es gilt doch vor allem, die Alten herabsteigen zu machen von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, sie in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt

und gezimmert, phantasiert und geschwindelt wird, den Lesern zu versetzen — und darum mußte der Konsul ein Bürgermeister werden u. s. w. Es mag zu viel geschehen sein; glauben Sie nicht, daß ich eigensinnig gegen den Tadel mich opponiere, aber meine Intention, denke ich, ist rein und richtig; die möchte ich vertreten“ (Hartmann, Th. M., S. 62/63).

Universale Zusammenhänge.

Bernheim fordert: „Der Historiker darf sich nicht mit dem ersten besten Standpunkte ihm naheliegender Interessen begnügen, sondern er muß darauf bedacht sein, den höchsten Standpunkt einzunehmen, welcher ihm nach seinen Anlagen erreichbar ist: über die Interessen seiner persönlichen Stellung, seiner Partei, seiner Nation hinaus muß er sich zu universalhistorischen Gesichtspunkten, zu denen der Geschichtsphilosophie erheben, um die relativen Wertmaßstäbe, die er anwendet, auch in ihren kleinsten Abstufungen an jenem umfassendsten, dem Maßstabe der menschlichen Gesamtentwicklung zu messen“ (S. 506) (6. Aufl., S. 772).

Überdenkt man diese Forderung, so wird man sagen müssen, daß sie nicht wenig verlangt vom Historiker, ja in ihr liegt der Ruf nach einer umfassenden Persönlichkeit, denn in ihrem Rahmen wird diese universale Erkenntnis und Ahnung weitschauend oder bürgerlich beschränkt bleiben. Von diesem Punkt wird später nochmals die Rede sein, hier sei nur gezeigt, wie durch die universalen Zusammenhänge und die Erkenntnis universaler Gesetzmäßigkeiten eine Geschichtsperiode aus örtlicher und zeitlicher Bedingtheit herausgestellt und zu einem Teile des Weltganzen gesteigert wird.

Da werden Erkenntnisse klar, die immer wieder in der Welt ihre Bestätigung finden. Italien unter der Oligarchie bietet ein „grauenvolles Bild, aber kein eigentümliches; überall, wo das Kapitalistenregiment im Sklavenstaat sich vollständig entwickelt, hat es Gottes schöne Welt in gleicher Weise verwüstet“ (R. G. III, S. 532).

Die Stellung Karthagos zu den Römern wird von der Erfahrung aus betrachtet: „immer schied und scheidet ein tiefes

Gefühl der Fremdartigkeit die indogermanischen Völker von den syrischen, israelitischen, arabischen Nationen“ (R. G. I, S. 485).

Aus den behandelten Perioden selber wachsen bestimmte Gesetze heraus, aus denen sich der Verlauf der Dinge erklärt. Es zeigt sich bei den Karthagern, „aber auch an ihnen und vielleicht an ihnen am meisten bewährt es sich, daß das Altertum die Kräfte der Völker einseitig entwickelte“ (R. G. I, S. 486).

In der Betrachtung der Sullanischen Verfassung wird es klar, „Staat und Stadt ineinander zu fügen, hat allerdings das Altertum ebensowenig vermocht, als es vermocht hat, das representative Regiment und andere große Grundgedanken unseres heutigen Staatslebens aus sich zu entwickeln“ (R. G. II, S. 364).

So wird die römische Geschichte in ihrer Gesamtheit als ein Körper für sich in der Weltentwicklung empfunden, aber doch liegen in ihr Keime von Dingen, die erst in unseren Zeiten wirksam werden. In den Kriegen zwischen Römern und Parthern, „wo die römische Nahwaffe und das römische Konzentrierungssystem unterlagen, bereitete diejenige militärische Revolution sich vor, die erst mit der Einführung des Feuergewehrs ihren vollständigen Abschluß erhalten hat“ (R. G. III, S. 347).

„Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Caesars Züge jenseits der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignis so gut wie die Erkundung Amerikas durch europäische Scharen“ (R. G. III, S. 301).

Es liegt in der tiefen Persönlichkeit Mommsens begründet, daß in ihm der Glaube an die Macht des Schicksals feststand. Als das Werk des Schicksals steht der Kaukasus da, „gleichsam der Natur selbst zwischen Europa und Asien als Damm gegen die Völkerfluten“ aufgerichtet; „an ihnen hatten einst die Waffen des Kyros wie die Alexanders ihre Grenze gefunden; jetzt schickte die tapfere Besatzung dieser Scheidewand sich an, sie auch gegen die Römer zu verteidigen“ (R. G. III, S. 131). Im Dienste des Schicksals steht Caesar, denn er kam, das ewige Naturgesetz zu erfüllen, „daß das zum Staat entwickelte Volk die politisch unmündigen, das zivilisierte die geistig unmündigen Nachbarn in sich auflöst“ (R. G. III, S. 220); eine Erfüllung, die zu den Dingen gehört, „die wichtiger sind als die Frage, ob der erste Monarch

Roms Gnaeus, Gaius oder Marcus heißen wird“ und deren „Folgen noch heute die Geschicke der Welt bestimmen“ (R. G. III, S. 220).

Und er kommt schließlich doch eben nur als Diener dieses Schicksals, denn er wollte der Wiederhersteller des bürgerlichen Gemeinwesens werden und ward „der Gründer der von ihm verabscheuten Militärmonarchie“.

So wächst das ganze Werk in die Unendlichkeit des Verhängnisses hinauf, über allem Menschlichen steht das Göttliche, denn

„Das Verhängnis ist mächtiger als das Genie“ (R. G. III, S. 504).

Die Charakteristik.

Mommsen sagt: „Die rechte Geschichtsschreibung sucht nicht in möglichster Vollständigkeit das Tagebuch der Welt wieder herzustellen, auch nicht den Sittenspiegel zu exemplifizieren; sie sucht die Höhen und die Überblicke, und von glücklichen Punkten in glücklichen Stunden gelingt es ihr, hernieder zu sehen auf die unwandelbaren Gesetze des Notwendigen, die ewig feststehen wie die Alpen, und auf die mannigfaltigen Leidenschaften der Menschen, die wie die Wolken um sie kreisen, ohne sie zu ändern (Hartmann, Th. M., S. 72).

Es ist dies die Rechtfertigung seiner eigenen Arbeit. Der Forscher verlangt die Herausarbeitung der Hauptsache; er denkt aber dabei weniger daran, ob diese Herausarbeitung deutlich genug ist, um jedem Leser aufzufallen; ihm genügt oft eine Erwähnung, eine kurze Bemerkung, denn er selber kennt ja Wert und Wichtigkeit der Dinge wohl. Anders muß es sein, wenn neben ihm der Künstler an der Arbeit sitzt, wie dies bei Mommsen der Fall ist. Da werden erst die Hauptdinge in den Mittelgrund gerückt, daß neben ihnen Höhe und Tiefe sich auftut, unermüdlich werden Lichter und Schatten gesucht, es wird beleuchtet, verdunkelt, verglichen, wie der Maler warme und kalte Töne nebeneinandersetzt, und zuletzt steigt vor uns auf das plastische Bild der Ereignisse. Dazu braucht es aber eine völlige Beherrschung des Stoffes, damit alle Teile immer bereit liegen von vorwärts und rückwärts, um der Darstellung zu dienen.

Oft äußert sich die Anteilnahme des Erzählers ganz unmittelbar, namentlich wenn ihn das Gefühl überwältigt. Verächtlich fährt es ihm da heraus: „Die Bauernmanier, durch die Etrurien und Samnium genommen worden waren, war die Ursache der Niederlage in der Ebene von Tunes“ (R. G. I, S. 538).

„Antonius . . . übrigens ein schlaffer, unbedeutender, in keiner Hinsicht zum Führer berufener, vollständig bankrotter Mann . . .“ (R. G. III, S. 178).

Cato ist „sinnlich wie sittlich ohne Leidenschaft“ (R. G. III, S. 166).

„Die Aristokratie, vor allem der eigensinnige Schwachkopf Bibulus und der standhafte Prinzipiennarr Cato . . .“ (R. G. III, S. 213). Selbstverständlich ist diese direkte Charakteristik namentlich der Inhalt derjenigen Abschnitte, die als Ziel und Mittelpunkt der Darstellung eine Persönlichkeit haben. So heißt es von Hannibal, er „war ein großer Mann; wohin er kam, ruhten auf ihm die Blicke aller“ (R. G. I, S. 571), von Publius Scipio: „Und in der Tat, Publius Scipio war eine begeisterte und begeisternde Natur. Er ist keiner jener wenigen, die mit ihrem eisernen Willen die Welt auf Jahrhunderte hinaus durch Menschenkraft in neue Geleise zwingen; oder die doch auf Jahre dem Schicksal in die Zügel fallen, bis die Räder über sie hinrollen; . . . er ist mit einem Worte eine Prophetennatur . . ., der Stern, der seinem Lande Sieg und Frieden zu bringen bestimmt schien“ (R. G. I, S. 632), von Sulla: „In der Tat ist Sulla eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen eine einzige Erscheinung in der Geschichte“ (R. G. II, S. 367), oder „ein Zug der Ironie, man möchte vielleicht sagen der Bouffonerie, geht durch seine ganze Natur“ (R. G. II, S. 368), um nur einige Sätze der ganzen direkten Charakterzeichnung herauszunehmen. Von Caesar hören wir: „Es versteht sich von selbst, daß Caesar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er . . ., seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit . . ., menschlich wie geschichtlich steht Caesar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltiger Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande; nicht mehr Jüngling und doch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Ideen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenische Entwicklung

in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Caesar der ganze und vollständige Mann“ (R. G. III, S. 462).

In solchen Zusammenfassungen, wie sie hier nur stückweise stehen, gibt Mommsen den Eindruck wieder, den die Helden auf ihn machen; aber es ist damit ihr Bild durchaus nicht voll gezeichnet, sondern nur im Fluß des ganzen Werkes, wo sie sich tummeln, wo sie streben und arbeiten, lassen sie sich ganz begreifen. Deshalb ist es nötig, ihre Aufgabe zu kennen. Diese ist allerdings in einer politischen Geschichte beschränkt, sie wird eben im Rahmen des öffentlichen Lebens bleiben, ‚denn der Historiker hat nur darnach zu fragen, was ein Staatsmann politisch geleistet, er hat sich nicht darum zu bekümmern, wenn ein solcher in der Tradition infolge künstlerischer Verdienste oder ethischer Vorzüge einen hohen Rang als Schriftsteller oder Mensch einnimmt‘. Daraus läßt es sich erklären, daß Mommsen z. B. Cato so tief erniedrigte, weil er ihm zusammenfiel mit einem politischen Zustande, der ihm unzeitgemäß und überlebt schien. Daß Mommsen gerade bei der Beurteilung dieser Persönlichkeit zu weit ging, zeigt am besten, daß ein sonst revolutionärer Kopf wie Prof. Dr. H. Köchly diese Einseitigkeit empfand und deshalb anregte, die philosophische Fakultät möchte eine Preisarbeit ausschreiben, in der Catos Leben und Persönlichkeit objektiv dargestellt werden sollte. Diese Aufgabe löste dann Hermann Wartmann; er hat in seinem „Leben des Cato von Utica“ den alten Republikaner ruhig geschildert, und man wird sich einer Neigung und eines Verständnisses für die Tragik desselben nicht verschließen können. Seine Haltung während des Unterganges der Republik hebt sich in ihrer Würde und Strenge deutlich ab von derjenigen seiner Umgebung (Wartm., S. 106 ff.) und Wartmann zweifelt deshalb nicht, „daß Caesar gegen ihn großmütig gewesen wäre“ (Wartm., S. 126). Wartmann kam nun nicht ins andere Extrem und hat Cato nicht zu einem absoluten Ideal gestempelt, nicht Bewunderung, nur Achtung fordert er für seinen Helden (S. 61), und so gelingt es ihm, uns zu überzeugen von dessen tiefer Sittlichkeit. So geben wir denn auch gerne zu, Cato „erwarb sich durch seinen edeln und entsagenden Tod einen Ruhm, welcher der siegenden Monarchie weit gefährlicher wurde, als alles Widerstreben des

lebenden Cato ihrem Begründer gewesen war; erweckte durch denselben eine Begeisterung, die er durch sein Leben nie hervorbrachte und nie hervorgebracht hätte, und blieb durch denselben ein Ideal der Republikaner bis herab auf unsere Zeiten“ (Wartm., S. 133).

Das tönt denn freilich anders, als wenn Mommsen urteilt: „Eine seltsame Karikatur seines Ahnen, des greisen Bauern, den Haß und Zorn zum Redner machten, der den Pflug wie das Schwert meisterlich führte, der mit seinem bornierten, aber originellen und gesunden Menschenverstand in der Regel den Nagel auf den Kopf traf, war dieser junge kühle Gelehrte, dem die Schulmeisterweisheit von den Lippen troff und den man immer mit dem Buche in der Hand sitzen sah, dieser Philosoph, der weder Kriegs- noch sonst irgend ein Handwerk verstand, dieser Wolkenwandler im Reiche der abstrakten Moral“ (R. G. III, S. 166).

Für Mommsen ist die höchste Aufgabe die des Staatsmannes. Er sagte von ihr, sie sei „universeller Natur wie Caesars Genie“ (R. G. III, S. 465), und es war sein tiefster Schmerz, daß diese Aufgabe nie in voller Bedeutung die seine wurde. Er, der Mann der Tat, stand selber begeistert vor den Helden, die jeden Berg überwanden und deren Mut stieg mit der Bedeutung der Anforderung.

Scipio Aemilianus' Kraft wird von Anfang an auf die Probe gestellt, denn „Er traf in Utica in einem Augenblick ein, wo viel auf dem Spiele stand“ (R. G. II, S. 33), an Bedeutung aber steigt Tiberius Gracchus noch über ihn empor; seiner harrt ja eine viel größere Aufgabe, „wo der Mann versagte, der zweimal das römische Heer aus tiefem Verfall zum Siege geführt hatte, da getraute sich ein tatenloser Jüngling zum Retter Italiens sich aufzuwerfen“ (R. G. II, S. 84).

Mit Recht nannte das Volk Publius Scipio den Stern seines Vaterlandes, denn „lange Zeit, so lautet der Bericht, meldete sich niemand zur Übernahme des verwickelten und gefährlichen Geschäfts, bis endlich ein junger siebenundzwanzigjähriger Offizier, Publius Scipio, Sohn des in Spanien gefallenen gleichnamigen Generals, gewesener Kriegstribun und Ädil, als Bewerber auftrat“ (R. G. I, S. 632).

Hannibals Arbeit wird schon dem Knaben klar, denn „Seinen neunjährigen Sohn Hannibal hieß er (Hamilkar), da er Karthago verließ, am Altar des höchsten Gottes dem römischen Namen ewigen Haß schwören und zog ihn und die jüngeren Söhne Hasdrubal und Mago, die ‚Löwenbrut', wie er sie nannte, im Feldlager auf als die Erben seiner Entwürfe, seines Genies und seines Hasses" (R. G. I, S. 566). Und bald tritt die Aufgabe selber an ihn heran, „Der Mann, dessen Kopf und Herz in verzweifelter Lage unter einem verzweifelnden Volke den Weg zur Rettung gebahnt hatte, war nicht mehr, als es möglich ward, ihn zu betreten. Ob sein Nachfolger Hasdrubal den Angriff unterließ, weil ihm der Zeitpunkt noch nicht gekommen schien, oder aber, mehr Staatsmann als Feldherr, sich der Oberleitung des Unternehmens nicht gewachsen glaubte, vermögen wir nicht zu entscheiden. Als er im Anfang des Jahres 534 von Mörderhand gefallen war, beriefen die karthagischen Offiziere des spanischen Heeres an seine Stelle Hamilkars ältesten Sohn, den Hannibal . . . Er trat die Erbschaft an und er durfte es" (R. G. I, S. 570).

Dies ist die große Linie; es kann nicht darauf eingegangen werden, wie sich innerhalb dieser Aufgabe immer und immer wieder neue Hemmungen und neue Arbeiten zeigen. Die Alpen müssen überstiegen, es muß versucht werden, Bundesgenossen gegen Rom aufzuwiegeln und im Bunde mit Antioches sollte noch einmal der großartige Vernichtungsplan gegen Rom aufgerollt werden. In der Bewältigung aller Hemmnisse und der Erreichung des Zieles liegt das Maß der Bewertung. Hannibals Plan war ungeheuer, und er hatte die Kraft zu dessen Vollendung; daß ihm das Schicksal nicht die Entfaltung gönnte, legt über sein Geschick eine bedeutungsvolle, zauberhafte Tragik. „Als er geboren war, stritt Rom mit zweifelhaftem Erfolg um den Besitz von Sizilien. Er hatte gerade genug gelebt, um den Westen vollständig unterworfen zu sehen, um noch selber seine letzte Römerschlacht gegen die Schiffe seiner römisch gewordenen Vaterstadt zu schlagen, um dann zuschauen zu müssen, wie Rom auch den Osten überwand gleich wie der Sturm das führerlose Schiff und zu fühlen, daß er allein im Stande war, es zu lenken. Es konnte ihm keine Hoffnung weiter fehlschlagen, als er starb; aber redlich hatte er

in fünfzigjährigem Kampfe den Knabenschwur gehalten" (R. G. I, S. 752).

Sullas Aufgabe ergibt sich aus dem Verfall und notwendigen Schicksal Roms. Er ist das „hinter dem bewußten Gedanken unbewußt herwandelnde Richtbeil" (R. G. II, S. 373). In der Lösung der Aufgabe zeigt sich zugleich diese selber. „Nie wieder hat eine tief gesunkene und stetig tiefer sinkende Aristokratie, wie die römische damals war, einen Vormund gefunden, der so wie Sulla willig und fähig war, ohne jede Rücksicht auf eigenen Machtgewinn, für sie den Degen des Feldherrn und den Griffel des Gesetzgebers zu führen" (R. G. II, S. 373). Aber in ihrer Bedeutung steigt die Tat Sullas noch, denn „Sulla hatte die schwierige und grauenvolle Arbeit des Restaurationswerkes nicht gesucht und nicht gewünscht; da ihm aber keine andere Wahl blieb, als sie gänzlich unfähigen Händen zu überlassen oder sie selber zu übernehmen, griff er sie an mit rücksichtsloser Energie" (R. G. II, S. 338). Und er führte sie siegreich zu Ende. „Aber nicht bloß die Aristokratie, das gesamte Land ward ihm mehr schuldig, als die Nachwelt gern sich eingestand" und „der Staatsmann wird nicht der Hinweisung auf höchstlöbliche Einzelformen, z. B. des asiastischen Steuerwesens und der Kriminaljustiz, bedürfen, um Sullas ephemere Restauration nicht geringschätzig abzufertigen, sondern wird darin eine richtig entworfene und unter unsäglichen Schwierigkeiten im Großen und Ganzen konsequent durchgeführte Reorganisation des römischen Gemeinwesens bewundern, und den Retter Roms, den Vollender der italischen Einheit, unter, aber doch auch neben Cromwell stellen" (R. G. II, S. 374).

Kläglich wird der Held, der vor der Aufgabe zurückschreckt und nicht zugreift, wenn ihm das Schicksal jede Gabe vor die Füße legt. Pompeius steht vor derselben Arbeit wie Caesar; in der Gegensätzlichkeit, mit der beide Persönlichkeiten diese anpacken, liegt zugleich die Gegensätzlichkeit ihrer Naturen. Und wenn uns Pompeius als ein Feldherr erschien, der nicht ohne Talent und Glück Kriege führte und Schlachten schlug, so steigt Caesars Bedeutung nur umso mehr, da er dann dort das Werk weiterführte, wo dieser versagte. Caesar unterwarf den Westen, und es war keine kleine Arbeit, Pompeius vermochte nicht zu

Hause den Dingen Steuermann zu sein; die beiden treten sich gegenüber mit dem Ergebnis ihrer Taten. „Wenn von den beiden Machthabern Pompeius in der übernommenen Tätigkeit vollkommen bankerott geworden war, so hatte Caesar aus seiner Kompetenz etwas zu machen gewußt, was jede Berechnung, wie jede Befürchtung weit hinter sich ließ“ (R. G. III, S. 310). Schon einmal hatte Pompeius versagt, als er den Oberbefehl gegen Mithradates ablehnte, und er versagt nun Punkt um Punkt, als er die größte Aufgabe, die Vollendung der Monarchie, durchführen sollte. Wohl ist ihm alles günstig, „wenn er zugriff, so schien er werden zu müssen, als was ihn der Instinkt der Menge schon jetzt bezeichnete: der unumschränkte Gebieter des mächtigsten Staates der zivilisierten Welt. Schon drängte sich die ganze Masse der Servilen um den künftigen Monarchen“ (R. G. III, S. 105). „Es war dies die erste große Probe, auf die das Verhängnis ihn stellte; er hat sie nicht bestanden“ (R. G. III, S. 106), es fehlte ihm „keine Bedingung, um nach der Krone zu greifen, als die erste von allen: der eigene königliche Mut“ (R. G. III, S. 105). Er „hat es nie verstanden, das Glück bei der Locke zu fassen“ (R. G. III, S. 355). „Ein guter Offizier, übrigens aber von mittelmäßigen Gaben des Geistes und Herzens, hatte das Schicksal mit dreißigjähriger dämonischer Beständigkeit alle glänzenden mühelosen Aufgaben nur darum ihm zu lösen gewährt, alle von anderen gepflanzten und gepflegten Lorbeeren nur darum ihm zu brechen gestattet, nur darum alle Bedingungen zur Erlangung der höchsten Gewalt ihm entgegengetragen, um an ihm ein Beispiel falscher Größe aufzustellen, wie die Geschichte kein zweites kennt“ (R. G. II, S. 436).

Über Pompeius erhebt sich Caesar, der die höchste Aufgabe vollführte und deshalb den Preis gewann. Was menschenmöglich war, vollendete er. „Die Grundzüge waren gegeben und damit der neue Staat für alle Zukunft bestimmt; vollenden konnte den Bau nur die grenzenlose Zukunft“ (R. G. III, S. 569), aber „mit Caesar erschien den viel geplagten Untertanen die Morgenröte einer erträglicheren Zeit, seit Jahrhunderten wieder die erste intelligente und humane Regierung und eine Friedenspolitik, die nicht auf der Feigheit, sondern auf der Kraft beruhte“ (R. G. III, S. 547).

Steht einmal das Werk, so wird sich seine Bedeutung noch-

mals und immer wieder in seiner Wirkung spiegeln: „Das staatliche Leben der Nationen seit Jahrtausenden (hat) wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Caesar gezogen hat“ (R. G. III, S. 469). „Die Linien sind dargelegt, welche Caesar für dieses Werk gezogen hat, nach denen er selbst arbeitete, und nach denen die Späteren, viele Jahrhunderte hindurch, gebannt in die von diesem Manne vorgezeichneten Bahnen, wo nicht mit dem Geiste und der Energie, doch im Ganzen nach den Intentionen des großen Meisters weiter zu arbeiten versuchten“ (R. G. III, S. 568).

Ebenso werden die tätigen und schöpferischen Personen in der Gegenwart und Zukunft weiterleben und weiterwirken. Caesars Macht wirkt unmittelbar. „Ein panischer Schrecken . . . kam über die vornehme Welt“, oder „Die Konsternation der Gegenpartei war grenzenlos“ (R. G. III, S. 385). Überall, auch im Finanzwesen, spürt man seine Hand. „Sowie indes die Fäden des römischen Staatsfinanzwesens . . . in Caesars Kabinett zusammenliefen, kam von selbst neues Leben . . . in alle Räder und Triebfedern dieser großen Maschine“ (R. G. III, S. 505).

Marius' Leidenschaft und Grausamkeit wird uns näher gerückt, denn „Seine eigenen Genossen waren in Verzweiflung über dieses wahnsinnige Wüten“ (R. G. II, S. 313).

Crassus spiegelt sich in der Stellung seiner Umgebung zu ihm. „Die verwegensten Parteiführer hüteten sich, mit Crassus anzubinden; man verglich ihn dem Stier der Herde, den zu reizen für keinen rätig war“ (R. G. III, S. 13).

Sertorius' Bedeutung wird völlig gegenwärtig in der Wirkung seines Todes, „die Zurückgebliebenen beschlich die Ahnung, daß mit Sertorius' Tode der Geist und das Glück von ihnen gewichen sei“ (R. G. III, S. 38).

Hannibal erscheint in seiner vollen Bedeutung durch seine Wirkung auf Rom. „Rom hatte keinen Staat mehr zu fürchten, aber noch lebte ein Mann, dem Rom diese seltene Ehre erwies“ (R. G. I, S. 751).

Hamilkar spiegelt sich in seiner Wirkung auf den Gegner. Cato urteilte, „daß kein König wert sei, neben Hamilkar Barkas genannt zu werden“ (R. G. I, S. 567).

Über seine Zeit hinaus wirkte auch Sulla. „Noch über das Grab hinaus schien Sullas Glück mit seiner Schöpfung zu sein und dieselbe besser zu schirmen als die zu ihrer Hut bestellten unfähigen und schlaffen Wächter“ (R. G. III, S. 39), und „Man erkennt noch Sullas kräftige Hand in den energischen Maßregeln, die in der letzten Zeit seiner Regentschaft der Senat ungefähr gleichzeitig gegen die Sertorianer, gegen die Dalmater und Thraker und gegen die kilikischen Piraten verfügte“ (R. G. III, S. 41).

Innerhalb der Vollendung eines Werkes ist wertvoll die Zeit, die für jede Stufe gebraucht wurde; da werden Zahlen treffende Beleuchtungen von Taten und Persönlichkeiten.

Wir erfahren, wie schleppend die römische Kriegsführung in Macedonien war. Da ist es für die Charakteristik des Paullus sehr von Bedeutung, daß der Krieg zu Ende war „am fünfzehnten Tage, nachdem Paullus den Oberbefehl übernommen hatte“ (R. G. I, S. 770). Neben einem Krieg, der in der Schlacht bei Pydna entschieden wurde, erscheint der Krieg gegen Genthios von Illyrien nur wie eine Posse zu dem Trauerspiel, „binnen 30 Tagen — ward er — begonnen und beendet“ (R. G. I, S. 771). Ähnlich lagen die Dinge, als vor Numantia die Kriegführung der Römer gänzlich stockte. Im Jahre 144 bewogen Viriathus' glänzende Erfolge die Arevaker, sich gegen die Römer zu erheben. Das Jahr 134 kam heran und noch war Rom nicht ihrer Herr geworden. „Selbst die römische Regierung fing endlich an, einzusehen, daß man so nicht länger fortfahren könne; man entschloß sich, die Bezwingung der kleinen spanischen Landstadt außerordentlicherweise dem ersten Feldherrn Roms, Scipio Aemilianus, zu übertragen“, und dieser bewies, daß er der erste Feldherr wirklich war, denn Numantia fiel und zwar „Das geschah im Herbst 133, 15 Monate nachdem Scipio den Oberbefehl übernommen hatte“ (R. G. II, S. 17).

„Caesar bewerkstelligte den Übergang, den der ungeschlachte Zug der Helvetier in 20 Tagen nicht hatte vollenden können, in 24 Stunden“ (R. G. III, S. 252).

Aber nicht nur Einzelne, die Taten ganzer Völker erscheinen grell beleuchtet durch eine trockene Zeitangabe. „Napoleons Versuch, eine Kontinental- in eine Seemacht zu verwandeln, scheiterte;

Rom löste diese Aufgabe in einem Jahr“ (R. G. I, S. 518). Oft ist es uns allein möglich, das Neue richtig einzuschätzen, wenn wir erfahren, wie lange das Alte bestanden hat. So kommt eine tiefe Bedeutung der Empörung der Italiker zu, denn „seit fast 200 Jahren, hatte jetzt das römische Prinzipat in Italien bestanden, ohne daß es selbst unter den gefährlichsten Verhältnissen ein einziges Mal in seiner Grundlage geschwankt hätte“ (R. G. II, S. 218). Daraus mag man auch erkennen, was es für Rom bedeutete, eine solche eingewurzelte Tradition aufgeben zu müssen.

Doch die Zahlen werden noch lebendiger, sie können sogar sehr viel Verzicht und Traurigkeit ausdrücken. Wie die Stimme des Schicksals tönen sie herein. „So ging das Reich Alexanders des Großen, das den Osten bezwungen und hellenisiert hatte, 144 Jahre nach seinem Tode zu Grunde“ (R. G. I, S. 771). „Mit diesem Briefe des römischen Prokonsuls war das Haus des Seleukos von dem Throne gestoßen, den es seit 250 Jahren eingenommen hatte“ (R. G. III, S. 143), oder sie rücken uns die ganze Tragik eines Hamilkar in die Nähe. „Der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation stieg herab von seinen lang verteidigten Bergen und übergab dem neuen Herren der Insel die Festungen, die die Phönikier seit wenigstens 400 Jahren in ununterbrochenem Besitz gehabt hatten und von deren Mauern alle Stürme der Hellenen erfolglos abgeprallt waren“ (R. G. I, S. 536). Das ganze Mitgefühl Mommsens, aber auch die Bedeutung, die er der Zerstörung Karthagos beimaß, klingt durch die Worte: „Wo die fleißigen Phönikier ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt hatten, weideten fortan römische Sklaven die Herden ihrer fernen Herren“ (R. G. II, S. 37), oder wie der erschütternde Schluß einer leidenschaftlichen Erzählung mutet uns an: „Dies aber ist auch die letzte Regung des stolzen makedonischen Nationalsinns, der zwei Jahrhunderte zuvor in Hellas und Asien so große Dinge vollbracht hatte; seitdem ist von den Makedoniern kaum etwas anderes zu berichten, als daß sie fortfuhren, von dem der definitiven Provinzialorganisation der Landschaft an ihre tatenlosen Jahre zu zählen“ (R. G. II, S. 41).

Die Handlung ist der Ausdruck des inneren Menschen, und wir haben schon gesehen, wie Mommsen überhaupt, wo es irgend-

wie angeht, alles in Handlung umsetzt; die Handlung ist auch notwendig zur Charakteristik.

Wir wissen genug vom Geiste der römischen Aristokratie, wenn wir vernehmen, „Die Köpfe der beiden gefallenen Führer wurden der Regierung, wie befohlen, eingehändigt, auch dem Überbringer des Kopfes des Gracchus, einem vornehmen Mann, Lucius Septumuleius, der bedungene Preis und darüber ausbezahlt, dagegen die Mörder des Flaccus, geringe Leute, mit leeren Händen fortgeschickt“ (R. G. II, S. 124). Kurz schildert uns Mommsen den veränderten Ehrbegriff des Senats: „Als 70 Jahre zuvor die Illyriker in ähnlicher Weise sich an römischen Abgeordneten vergriffen, hatte der damalige Senat den Ermordeten auf den Marktflecken ein Denkmal errichtet und mit Heer und Flotte die Mörder zur Verantwortung gezogen. Der Senat dieser Zeit ließ dem Gnäus Octavius gleichfalls ein Denkmal setzen, wie die Sitte der Väter es vorschrieb, aber statt Truppen nach Syrien einzuschiffen, ward Demetrios als König des Landes anerkannt“ (R. G. II, S. 57). Die Verachtungswürdigkeit eines Varro zeigt sich deutlich in seiner Flucht nach der Schlacht von Cannae. „Nur den Konsul Marcus Varro rettete sein rascher Entschluß und sein gutes Pferd nach Venusia und er ertrug es, zu leben“ (R. G. I, S. 606). Mut und Entschlossenheit des Aemilianus Paullus werden uns klar und eindringlich, denn „Ohne Helm und Panzer durch die Reihen schreitend, ordnete der greise Feldherr der Römer selber seine Leute“ (R. G. I, S. 770), und die ganze ungeheure Wichtigkeit des Kampfes wird uns bewußt, wenn wir vernehmen, daß eben dieser selbe Feldherr später eingestand, daß er „gezittert habe“. Die Erbärmlichkeit des Perseus liegt in seinem Benehmen während und nach der Schlacht. „Der König flüchtete mit seinem Golde. Er lieferte sich aus kleinmütig und weinend, den Siegern selber zum Ekel“ (R. G. I, S. 771). Gaius Marius charakterisiert sich in seiner grausamen Geschäftigkeit. „Er bezeichnete die Opfer und die Henker . . . er verbot die Leichen zu bestatten; er ließ, — worin freilich Sulla ihm vorangegangen war — die Köpfe der getöteten Senatoren an die Rednerbühne auf dem Marktplatz heften; einzelne Leichen ließ er über den Markt schleifen, die des Gaius Caesar an der Grabstätte des vermutlich einst von Caesar angeklagten Quintus

Varius noch einmal durchbohren; er umarmte öffentlich den Menschen, der ihm, während er bei Tafel saß, den Kopf des Antonius überreichte, den selber in seinem Versteck aufzusuchen und mit eigener Hand umzubringen er kaum hatte abgehalten werden können“ (R. G. II, S. 313), Sulla sich in seinen Anordnungen: „Er hatte in derselben Zeit, wo der Henker die Körper seiner Freunde durch die Straßen der Hauptstadt schleifte, . . . dem blutbefleckten Fimbria das Leben zu retten gesucht, und da dieser freiwillig den Tod nahm, Befehl gegeben, seine Leiche anständig zu bestatten. Bei der Landung in Italien hatte er ernstlich sich erboten, zu vergeben und zu vergessen und keiner, der seinen Frieden zu machen kam, war zurückgewiesen worden“ (R. G. II, S. 338). Die Sicherheit und Rührigkeit Caesars erscheint in seinem Auftreten. „. . . überall herrschte Ruhe. Caesar ging, wie er pflegte, im Spätjahr 701 über die Alpen, um den Winter hindurch die immer näher sich verwickelnden Verhältnisse in der Hauptstadt aus der Nähe zu beobachten“ (R. G. III, S. 279), oder „In einem zweimonatlichen Feldzug, ohne ein einziges ernstliches Gefecht, hatte Caesar eine Armee von 10 Legionen so aufgelöst, daß mit genauer Not die kleinere Hälfte derselben in verwirrter Flucht über das Meer entkommen, die ganze italische Halbinsel aber mit Einschluß der Hauptstadt nebst der Staatskasse und allen daselbst aufgehäuften Vorräten in die Gewalt des Siegers geraten war“ (R. G. III, S. 388).

Um das Wichtige aus dem Rahmen der Erzählung herauszudrängen, wirft Mommsen von allen Seiten Lichter darauf.

Die Gegenwart mißt sich an der Vergangenheit. „Wo die fleißigen Phöniker ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt hatten, weideten fortan römische Sklaven die Herden ihrer fernen Herren“ (R. G. II, S. 37). Mit derselben Trostlosigkeit erscheint das Schicksal Makedoniens vor uns, dessen Ende noch einmal auf seine Blüte zurückgeführt wird, nachdem seine letzte Erhebung bezwungen war. „Dies aber ist auch die letzte Regung des stolzen makedonischen Reiches, das zwei Jahrhunderte zuvor in Hellas und Asien so große Dinge vollbracht hatte; seitdem ist von den Makedoniern kaum etwas anderes zu berichten, als daß sie fortfuhren, von dem der definitiven Provinzialorganisation der Land-

schaft an ihre tatenlosen Jahre zu zählen“ (R. G. II, S. 41). Wir erleben das Schicksal der Helden, indem wir deren Gegenwart und Vergangenheit miteinander vergleichen. „In seinen ersten Konsulaten der Stolz, im sechsten das Gespött seiner Mitbürger, stand er (Marius) jetzt im siebenten, belastet mit dem Fluche aller Parteien, mit dem Haß der ganzen Nation; er, der von Haus aus rechtliche, tüchtige, kernbrave Mann, gebrandmarkt als das wahnwitzige Oberhaupt einer ruchlosen Räuberbande“ (R. G. III, S. 313). „So endigte einer der größten, wo nicht der größte Mann (Sertorius), den Rom bisher hervorgebracht, ein Mann, der unter glücklicheren Umständen vielleicht der Regenerator seines Vaterlandes geworden sein würde, durch den Verrat der elenden Emigrantenbande, die er gegen die Heimat zu führen verdammt war“ (R. G. III, S. 37). Die Tragik in Pompeius' Leben spiegelt sich in seinem Untergange. „An demselben Tage, an dem er 13 Jahre zuvor über Mithradates triumphierend in die Hauptstadt eingezogen war, endigte auf einer öden Düne des unwirtlichen kasischen Strandes durch die Hand eines seiner alten Soldaten der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Große geheißen und jahrelang Rom beherrscht hatte“ (R. G. III, S. 435).

Die Dauerhaftigkeit des Alten zeigt sich im Sturm. „Erst jetzt, unter dem unvergleichlich schlechten Regiment der Oligarchie, erprobte es sich vollständig, wie fest und gewaltig die Staatsmänner des vierten und fünften Jahrhunderts ihre Werksteine ineinander gefügt hatten“ (R. G. II, S. 272).

Neue Ereignisse brechen alte Wunden und Ängste wieder auf. „Es war eine Katastrophe (die Schlacht von Arausio), die materiell und moralisch den Tag von Cannae weit überbot . . . Man gedachte wieder der nie völlig vergessenen Keltenstürme des vierten Jahrhunderts, des Tages an der Allia und des Brandes von Rom“ (R. G. II, S. 177).

Die Gegenwart steigert sich im Spiegel des Gewesenen. „Marcellus focht den ungleichen Kampf, wie er vor 40 Jahren gegen Hamilkar, vor 14 bei Clastidium gefochten hatte, bis er sterbend vom Pferde sank“ (R. G. I, S. 645).

Ereignisse treten neben Ereignisse, Völker neben Völker und Zeiten neben Zeiten.

Die Gefährlichkeit der makedonischen Macht zeigt sich im Vergleich mit derjenigen Hannibals. „. . . mit einer in jeder Hinsicht weit geringeren hatte Hannibal es vermocht, Rom bis in seine Grundfesten zu erschüttern“ (R. G. I, S. 759). Der Erfolg der Römer wird klar dadurch, daß Hamilkar ihnen die Festung übergeben muß, „die die Phönikier seit wenigstens 400 Jahren in ununterbrochenem Besitz gehabt hatten und von deren Mauern alle Stürme der Hellenen erfolglos abgeprallt waren“. Das Besteuerungswesen der Römer wird mit dem heutigen verglichen (R. G. II, S. 386/87). Neben den Kontinentalkrieg tritt der Seekrieg, „der keine besseren Resultate lieferte“ (R. G. III, S. 78). „Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß in demselben Jahr, in welchem Caesar jenseits der Alpen ein Werk für die Ewigkeit schuf, in Rom eine der tollsten politischen Grotesken aufgeführt ward, die jemals über die Bretter der Weltgeschichte gegangen ist“ (R. G. III, S. 307). Rom wird Rom selber gegenübergestellt; sein Äußeres und sein Inneres. „. . . Mit Bewunderung erzählten sich die Orientalen dieser Zeit von der mächtigen Republik des Westens, die die Königreiche bezwang fern und nah und wer ihren Namen vernahm, der fürchtete sich; . . . so schien es in der Ferne; in der Nähe sahen die Dinge anders aus. Das Regiment der Aristokratie war im vollen Zuge, sein eigenes Werk zu verderben“ (R. G. II, S. 68). Es gleicht „das Italien der Ciceronischen Epoche wesentlich dem Hellas des Polybios und bestimmter noch dem Karthago der Hannibalischen Zeit, wo in ganz ähnlicher Weise das allmächtig regierende Kapital den Mittelstand zu Grunde gerichtet, den Handel und die Gutswirtschaft zur höchsten Blüte gesteigert und schließlich eine gleißend übertünchte sittliche und politische Verwesung der Nation herbeigeführt hatte“ (R. G. III, S. 532), oder „mit Recht ward auf die Römer dieser Zeit angewandt, was Demosthenes von seinen Athenern sagte: daß die Leute gar eifrig täten, solange sie um die Rednerbühne ständen und die Vorschläge zu Reformen vernähmen; aber wenn sie nach Hause gekommen seien, denke keiner weiter an das, was er auf dem Markte gehört habe“ (R. G. III, S. 79). Die Zeit der Sullanischen Restaurationsherrschaft tritt neben die Zeit der Hannibalischen Züge. „Wenig mehr als ein Jahrhundert war seit dem Hannibalischen

Kriege verflossen. Es mußte dem ehrbaren Römer das Blut in die Wangen treiben, wenn er den furchtbar raschen Rücktritt der Nation seit jenen großen Zeiten erwog“ (R. G. III, S. 91). — Aber auch die Persönlichkeiten werden klarer gezeichnet, indem sie immer vor, in oder neben Zeiten und Ereignisse gestellt werden.

So wird Mithradates dem Sultanatentum überhaupt gegenübergestellt. Seine Gerechtigkeit wird gerühmt, aber gleich folgt die Einschränkung, „allein dergleichen Anfälle von Billigkeit fehlen bei keinem rohen Tyrannen“ (R. G. II, S. 267), aber „Was Mithradates in der Tat auszeichnet unter der großen Anzahl gleichartiger Sultane, ist seine grenzenlose Rührigkeit“ (R. G. II, S. 267). Hamilkar tritt in Gegensatz zu Karthago. „Indes ein Mann von diesen dachte und handelte anders als seine Nation“, und er ist „der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation“ (R. G. I, S. 531). Wenn sich einer dem römischen Koteriewesen entgegenstellte, „so war er sicher, wie Marcus Cato, ein politischer Don Quichotte“ (R. G. III, S. 8). Die Persönlichkeiten treten ihren Taten und Werken gegenüber. Marius wird durch die Wirkung seiner eigenen Taten gestürzt, „sein eigenes Werk wandte sich gegen ihn“ (R. G. II, S. 256). Die Gesetze des Sulpicius werden aufgeführt, dann untersucht, wieso Sulpicius zu ihrer Aufstellung getrieben wurde, und zuletzt er selber daraus gezeichnet, denn „der Charakter der von ihm eingebrachten Anträge ist doch von der Art, daß sie keineswegs die Persönlichkeit und die bisherige Parteistellung ihres Urhebers verleugnen“ (R. G. II, S. 251). — Caesar tritt neben sein Werk und „der praktische Staatsmann wird das Werk wie den Meister bewundern“ (R. G. III, S. 540), und als einzigartiges Genie tritt er Rom und als letztes dem Altertum gegenüber (R. G. III, S. 461).

Das Verhängnis stellt die Helden oft in ähnliche Verhältnisse und vor ähnliche Aufgaben wie deren Vorgänger. Sertorius wird in seiner Lage immer und immer wieder verglichen und gemessen mit Hannibal (R. G. III, S. 34/35).

Marius löst im Fieber die Aufgaben, die Sulla in Wirklichkeit vollbringt, denn „ein hitziges Fieber ergriff ihn, nach 7-tägigem Krankenlager, in dessen wilden Phantasien er auf den kleinasiatischen Gefilden die Schlachten schlug, deren Lorbeer

Sulla bestimmt war, am 13. Januar 668 war er eine Leiche“ (R. G. II, S. 314). Pompeius hat dieselbe Aufgabe wie Caesar, ja sie ist eher weniger schwierig und dennoch löst er sie nicht. Die Schlacht von Pharsalos war verloren, „die Armee indes im wesentlichen intakt und Pompeius' Lage weit minder bedenklich als die Caesars nach der Niederlage von Dyrrhachion“ (R. G. III, S. 428). So ergibt sich aus der Lösung der Aufgabe die Größe des Helden: „Aber wenn Caesar in den Wechselfällen seines Geschickes gelernt hatte, daß das Glück auch seinen Günstlingen wohl auf Augenblicke sich zu entziehen liebt, um durch Beharrlichkeit von ihnen abermals bezwungen zu werden, so kannte Pompeius das Glück bis dahin nur als die beständige Göttin und verzweifelte an sich und an ihr, als sie ihm entwich; und wenn in Caesars großartiger Natur die Verzweiflung nur immer mächtigere Kräfte entwickelte, so versank Pompeius' dürftige Seele unter dem gleichen Druck in den bodenlosen Abgrund der Kümmerlichkeit“ (R. G. III, S. 428).

Da stehen wir schon im eigentlichen Gebiet der Mommsenschen Charakterisierungskunst: beim Vergleich der Helden. Hierin spricht sich Mommsen durchaus als Künstler aus.

Philippos und Perseus, Gracchus und Scipio Aemilianus, Tiberius und Gaius Gracchus, Hannibal und Scipio erscheinen nebeneinander in ihrer Gleichheit und Gegensätzlichkeit. Caesar wird wiedergespiegelt in Curio, „der einen Funken von seinem Geiste hatte“ (R. G. III, S. 405), und er steigt über uns empor, denn er „hat es vermocht, das persönliche Regiment in einer Ausdehnung durchzuführen, die für uns geringe Menschen kaum faßlich ist“... (R. G. III, S. 489). Die Schöpfungen von Perikles und Cromwell (R. G. III, S. 503) sind seinem Werke verwandt, aber vor allem erweist sich seine persönliche Eigenart und Größe immer wieder in der Gegenüberstellung zu Pompeius. Caesar „war ein zu hochsinniger und zu tiefer Staatsmann, um seine Farbe zu decken und unter einem andern als seinem eigenen Wappen zu fechten“, Pompeius „hatte wenn je einen die Natur zum Glied einer Aristokratie bestimmt und nur sehr zufällige und sehr egoistische Motive hatten ihn als Überläufer aus dem aristokratischen in das demokratische Lager geführt“ (R. G. III, S. 357). „Jetzt war Caesar

der Held des Tages und der Herr der mächtigsten römischen Armee, Pompeius ein ehemals berühmter Ex-General" (R. G. III, S. 311). So ist Pompeius überall der Held, der versagt und versäumt, Caesar derjenige, der zugreift und handelt.

Aus der Fülle solcher Gegenüberstellungen stehe hier nur noch der machtvolle Vergleich von Hannibal und Scipio. Da heißt es von Hannibal: „Als er geboren ward, stritt Rom mit zweifelhaftem Erfolg um den Besitz von Sizilien; er hatte gerade genug gelebt, um den Westen vollständig unterworfen zu sehen, um noch selber seine letzte Römerschlacht gegen die Schiffe seiner römisch gewordenen Vaterstadt zu schlagen, um dann zuschauen zu müssen, wie Rom auch den Osten überwand gleich wie der Sturm das führerlose Schiff, und zu fühlen, daß er allein im Stande war, es zu lenken. Es konnte ihm keine Hoffnung weiter fehlschlagen, als er starb; aber redlich hatte er in fünfzigjährigem Kampfe den Knabenschwur gehalten. — Um dieselbe Zeit, wahrscheinlich in demselben Jahre, starb auch der Mann, den die Römer seinen Überwinder zu nennen pflegten, Publius Scipio. Ihn hatte das Glück mit allen den Erfolgen überschüttet, die seinem Gegner versagt blieben, mit Erfolgen, die ihm gehörten und nicht gehörten . . . Und doch verzehrte auch ihn durch seine letzten Jahre bitterer Gram und er starb, wenig über 50 Jahre alt, in freiwilliger Verbannung, mit dem Befehl an die Seinigen, seine Leiche nicht in der Vaterstadt beizusetzen, für die er gelebt hatte und in der seine Ahnen ruhten . . ." (R. G. I, S. 752).

Diese Ausführungen sind nur Andeutung mit wie viel Arbeit und Kunst Mommsen seine Helden lebendig schuf. In ihnen lebte er selber mit seiner Liebe und seinem Haß; dies gibt ihnen eine Lebenswahrheit und Fülle, die sie aus den übrigen Tatsachen und Ereignissen heraushebt. So bleibt denn eigentlich der Eindruck, Mommsen habe ihnen die wirksamste Rolle in der geschichtlichen Entwicklung beigemessen; er räumt ihnen ja auch eigene Abschnitte ein und stellt sie als Mittelpunkt in ganze Kapitel (Hamilkar und Hannibal, Sulla und Cinna). Da ist man denn nicht wenig erstaunt, wenn man hört, „Wie die Größe des römischen Gemeinwesens nicht das Werk hervorragender Individuen, sondern das einer tüchtig organisierten Bürgerschaft gewesen ist, so ist auch

der Verfall dieses gewaltigen Gebäudes nicht aus der verderblichen Genialität einzelner, sondern aus der allgemeinen Desorganisation hervorgegangen" (R. G. III, S. 92).

Hält man nun diesen Gesichtspunkt einem Ausspruch Ferreros gegenüber: „Die großen wirtschaftlichen Krisen sind im Laufe der Geschichte nicht durch geniale Gesetzgeber, sondern durch die Völker selbst gelöst worden, die durch Arbeit den Reichtum vergrößerten" (‚Größe und Niedergang Roms', Bd. I, S. 61), so erstaunt man abermals, daß bei solch ähnlicher Ansicht dennoch die Darstellung der beiden Autoren in der Behandlung und Herausarbeitung der Persönlichkeiten so verschieden wurde.

Am deutlichsten wird diese Verschiedenheit, wenn man Ferreros Caesar dem Mommsen'schen Caesar gegenüberstellt. Da Ferrero der Ansicht war, Mommsen habe diesen Helden zu hoch eingeschätzt, und deshalb sei es ihm dann unmöglich gewesen, die „Kaiserzeit" zu schreiben, so nimmt er ihm den hohen Nimbus. Gleich die Eroberung des Westens scheint ihm mehr nur Parteizweck zu sein, und er anerkennt nicht, daß Caesar eine Einsicht gehabt habe in die Tragweite und Bedeutung seiner Unternehmung, die ihr im universalen Sinne zukommt, denn „Das Gesetz des Lebens war damals kein anderes wie zu allen Zeiten, und die großen Männer dieser Epoche hatten ebensowenig wie die anderer Epochen eine Ahnung von dem weltgeschichtlichen Ziel, dem sie zugleich als unbewußtes Mittel dienen und zum Opfer fallen sollten" (Ferrero, G. u. N. Roms, I, S. 389). Er geht aber nun entschieden zu weit, wenn er bei Caesar gegen Ende seines Lebens eine geistige Ermüdung und Abspannung entdecken will (Ferrero, G. u. N. Roms, II, S. 331 und 333); dies ist umsoweniger gerechtfertigt, da Ferrero selbst noch eben kurz vorher die glänzenden und außerordentlichen Neuerungen und Leistungen Caesars hervorhebt und anerkennt. Wenn nun um Caesar herum sich Mißvergnügte melden und er einsamer wird, so hat das gewiß eine Erklärung in anderen Faktoren und nicht in einer Ermüdung des Herrschers selber.

Diese verschiedene Auffassung der Helden an sich erklärt sich sofort aus der verschiedenen Grundanschauung über die Entwicklungsnotwendigkeit des römischen Staates, auf der die zwei

. Geschichtsschreiber aufbauten (vergl. ‚Walther Lohmeyer, Nachwort zu ‚Die Dichter Roms' von Guglielmo Ferrero), aber es erklärt sich nicht, weshalb Mommsens ‚Werk so viel „persönlicher" erscheint als das Ferreros. Da muß man denn Eines berücksichtigen. Mommsens Persönlichkeiten legen vielfach ihre Menschlichkeit ab und werden Träger oder Personifikationen der Zeiten. Man könnte darin eine Leidenschaft des Künstlers erblicken, denn dadurch durchströmen Zustände und Parteien die ‚Wärme und Menschlichkeit, die der Dichter seinen Helden mitteilt; sie nehmen Gestalt an und werden bildhaft und faßbar.

„Die Reformpartei tritt uns gleichsam verkörpert entgegen in der Person des Marcus Porcius Cato" (R. G. I, S. 815).

Gaius Gracchus „ist das treue Abbild seines politischen Tuns und Leidens" (R. G. II, S. 104).

Massinissa ist „die Seele des Aufschwungs seiner wie es schien im ‚Verkommen begriffenen Nation, deren Tugenden und Fehler in ihm gleichsam verkörpert erschienen" (R. G. I, S. 675).

In Cato stirbt gewissermaßen die Republik; „der verfassungsmäßige Kampf war zu Ende, und daß er zu Ende war, das sprach Marcus Cato aus, als er zu Utica sich in sein Schwert stürzte" (R. G. III, S. 459).

Mithradates Person verschwindet vor der Bedeutung seiner geschichtlichen Stellung, seine Kriege sind zugleich die letzte Regung der politischen Opposition von Hellas gegen Rom (R. G. II, S. 265).

Und Caesar ist die Verkörperung der Monarchie. . . . „Es war im tiefsten ‚Wesen der Demokratie ohne Repräsentativverfassung begründet, daß Demokratie wie Monarchie zugleich ihren höchsten und letzten Ausdruck in Caesar fanden" (R. G. III, S. 374).

‚Wohl hat Mommsen die Persönlichkeiten in der Hauptsache nach ihrer politischen Stellung und Befähigung bewertet; in diesem Rahmen aber hat er sie mit schöpferischer Intuition erfaßt, um sie darnach mit Liebe und Haß zu schildern. Seine Begeisterung für Caesar werden wir vielleicht nicht im gleichen Maße miterleben, aber auf alle Fälle weiß uns Mommsen durch seine Bewertung der Persönlichkeiten klar zu machen, daß es wahr ist, was Jakob Burckhardt in seinen ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen'

(S. 213 und 250) sagt: „die großen Männer sind zu unserem Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise freimache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz" und „die als Ideale fortlebenden großen Männer haben einen hohen ‚Wert für die ‚Welt und für ihre Nation insbesondere; sie geben denselben ein Pathos, einen Gegenstand des Enthusiasmus und regen sie bis in die untersten Schichten intellektuell auf durch das vage Gefühl von Größe; sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum ‚Wiederaufraffen aus zeitweiliger Erniedrigung". —

Das persönliche Hervortreten.

Aber die Quelle aller Lebendigkeit liegt in der Persönlichkeit Mommsens. Man mag ihn beim Aufbau seines Werkes beobachten und bewundern, man muß noch mehr in die Tiefe steigen, wo er selber ist, in Gefühl und Gedanke.

Er hat es ja selbst gefordert, daß die Historiker „jenes törichte sine ira et studio beiseite legten und anfingen zu begreifen, daß Geschichte weder gemacht noch geschrieben wird ohne Haß und Liebe". Ja für ihn bedeutet es geradezu ein Wertmaß, ob ein Mensch Leidenschaft besitzt oder nicht.

„Der große Schriftsteller ist doch auch ein großer Mensch, und vor allem dem großen Redner strömt die Überzeugung und die Leidenschaft klarer und brausender aus der Tiefe der Brust hervor als den dürftigen vielen, die nur zählen und nicht sind" (R. G. III, S. 620).

„Es versteht sich von selbst, daß Caesar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität" (R. G. III, S. 462).

„Allein diese kühlen Erwägungen machen keine Geschichte; nicht der Verstand, nur die Leidenschaft baut für die Zukunft" (R. G. II, S. 380).

Darin liegt seine Kraft des Miterlebens, und man fühlt, „Mommsen schwebt nicht, wie der Geist über den Wassern, über dem politischen Treiben; er ist mitten darin — und mit welcher Leidenschaft" (Gutzkow, a. a. O., S. 399).

Und dennoch bleibt vor allem sein Lebensnerv die Wahrhaftigkeit, und die „im Großen wie im Kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich

selbst und andern Rechenschaft legende Wahrheitsforschung" (Hartmann, Th. M., S. 144). In ihrem Dienste wird er oft von Depressionen überfallen, in ihrem Dienste aber auch wurzelt seine feste Überzeugung.

Allein nur nach dem Grade seiner Menschlichkeit wird man die Entwicklungsleiden und -Freuden dieser Welt begreifen und erleben. Mommsen „glaubte von früher Jugend bis in sein Alter an den notwendigen endlichen Sieg des Edeln über das Gemeine"; darin liegt die Möglichkeit für die Weite seiner Weltanschauung.

Mommsen ist der Stoff nicht Objekt, sondern Erlebnis. Dies hebt seine Erzählung hinauf in die Wärme menschlicher Teilnahme; es liegt darin wohl das tiefste Geheimnis seiner Darstellung.

Er denkt und fühlt aus seinen Helden heraus.

„Scipio aber, den die Natur zu einer edleren als zu dieser Henkerrolle bestimmt hatte, sah schaudernd auf sein eigenes Werk, und statt der Siegesfreude erfaßte den Sieger selber die Ahnung der solcher Untat unausbleiblich nachfolgenden Vergeltung" (R. G. II, S. 37).

„Wachend und träumend verfolgte ihn (Marcellus) der eine Gedanke, Hannibal zu schlagen und Italien zu befreien" (R. G. I, S. 645).

„Sulla selbst mag es schmerzlich empfunden haben . . ." (R. G. II, S. 300).

„Sulla schwieg; er mochte denken, daß man im Voraus sich selber das Urteil spreche" (R. G. II, S. 342).

„Wohl mochte Mithradates . . . jeden neuen Wechselfall mit dem Gedanken hinnehmen, daß auch er nur wieder einen neuen Umschwung vorbereite und das einzig Stetige der ewige Wandel der Geschichte sei" (R. G. III, S. 134).

Er lebt, leidet und freut sich mit der Menge.

„Sie fühlte auch bald heraus, daß Pompeius einen solchen in jeder Hinsicht ihn verletzenden Beschluß sich nimmermehr gefallen lassen werde" (R. G. III, S. 182).

„Die Parteien atmeten auf" (R. G. III, S. 205), als Pompeius zurücktrat. Deutlicher noch zeigt sich die Wirkung dieses Ereignisses, wenn Mommsen von einer „politischen Windstille" spricht, die diesem folgte.

„Bleischwer lastete der dumpfe Schreck auf dem Lande und das freie Wort war auf dem Marktplatz der Haupt- wie der Landstadt verstummt“ (R. G. II, S. 342).

Er empfindet die Gewalt der Überlieferung.

„Pompeius war 20 Jahre lang der anerkannte Gebieter von Rom gewesen; eine so tief eingewurzelte Herrschaft geht nicht unter mit dem Tode des Herrn“ (R. G. III, S. 436).

„Die Verfassung, die ein halbes Jahrtausend gedauert hatte . . ., hatte ihre Wurzeln, man wußte nicht, wie tief in den Boden gesenkt . . .“ (R. G. III, S. 199).

Seine eigene Erschütterung spricht sich aus: „Es ergriff selbst starre Herzen, als der Mann (Sulla) . . ., der bis dahin mit dem Leben und dem Eigentum von Millionen nach Willkür geschaltet hatte, auf dessen Wink so viele Häupter gefallen waren, dem in jeder Gasse Roms, in jeder Stadt Italiens Todfeinde wohnten und der ohne einen ebenbürtigen Verbündeten, ja genau genommen ohne den Rückhalt einer festen Partei sein tausend Interessen und Meinungen verletzendes Werk der Reorganisation des Staates zu Ende geführt hatte, als dieser Mann auf den Marktplatz der Hauptstadt trat, sich seiner Machtfülle freiwillig begab, seine bewaffneten Begleiter verabschiedete, seine Gerichtsdiener entließ und die dichtgedrängte Bürgerschaft aufforderte, zu reden, wenn einer von ihm Rechenschaft begehre“ (R. G. II, S. 367).

Ihn überwältigt das Mitleid. „Glücklich mochte heißen, wer den Tod in der Schlacht fand, wie die meisten . . ., glücklicher mindestens als die, die nachher verzweifelnd Hand an sich selbst legten oder gar auf dem Sklavenmarkt in Rom den Herrn suchen mußten, der dem einzelnen Nordmannen die Dreistigkeit vergalt, des schönen Südens begehrt zu haben, ehedenn es Zeit war“ (R. G. II, S. 187).

„Das Meer von Jammer und Elend, das in diesem elendesten aller Proletariate sich vor unsern Augen auftut, mag ergründen, wer den Blick in solche Tiefen wagt; es ist leicht möglich, daß mit denen der römischen Sklavenschaft verglichen die Summe aller Negerleiden ein Tropfen ist“ (R. G. II, S. 77). Er spricht von der „mühsamen Rebenzucht“ (R. G. I, S. 831), und er fühlt sich in die Beschwerden einer Bergwanderung ein, wenn er sagt: „der

dem Bergwanderer so erfreuliche Blick auf den absteigenden Pfad war eröffnet“ (R. G. I, S. 584).

Aber er tritt auch hinter den Stoff zurück, und nur wenn man ihn ganz vergessen hatte, tritt er wieder neben uns und urteilt als Zuschauer.

„Es ist ein grauenvolles Bild, dies Bild Italiens unter dem Regiment der Oligarchie“ (R. G. III, S. 542).

Manchmal sträubt sich ihm die Feder. „Wie bei solchen ökonomischen Zuständen die sozialen Verhältnisse sich gestalten mußten, ist im allgemeinen leicht zu ermessen, die Steigerung aber des Raffinements, der Preise, des Ekels und der Leere im besonderen zu verfolgen, weder erfreulich noch lehrreich“ (R. G. II, S. 401). „Wenn nicht die Geschichte von dem ernsten Leser es als ihr Recht fordern dürfte, sie durch gute und böse Tage, durch Frühlings- und Winterlandschaft zu begleiten, so möchte der Geschichtsschreiber versucht sein, sich der trostlosen Aufgabe zu entziehen, diesem Kampf der Übermacht mit der Ohnmacht . . . in seinen mannigfaltigen und doch eintönigen Wendungen zu folgen“ (R. G. II, S. 3). „Es wird nicht nötig sein, bei diesem wüsten Gemälde eintöniger Mannigfaltigkeit noch länger zu verweilen“ (R. G. III, S. 526).

Aber dann kommen Punkte, und von einem derselben zum andern fliegt die Erzählung weiter, da schiebt Mommsen gleichsam den Stoff beiseite und tritt nun selber vor uns hin; denn es sind Fragen aufgestanden, die gelöst werden müssen, und als träte ihm ein unsichtbarer Feind entgegen, ergründet er ihr Für und Wider mit der ganzen Leidenschaft des herausgeforderten Kämpfers und mit der Hingebung des mitfühlenden Anwaltes. Dann hat er alles, was er bei Cicero vermißt, „in der Sprache Knappheit und Strenge, in den Spässen das Leben, in der Anordnung Klarheit und Gliederung, vor allem aber in der ganzen Beredsamkeit das Feuer, das den Redner macht“ (R. G. III, S. 621), und er bleibt als Historiker, was Ehrich Marcks von ihm als Politiker sagt: „Er war doch eben der alte Liberale und sein Widerspruch kam aus der tiefsten Wurzel seines Wesens, aus dem Idealismus seiner Jugendtage hervor. Wohl war in ihm die Schroffheit des Juristen, wohl haftete in seiner Natur der Drang

zum Kampf, zur verurteilenden Kritik, zur Schärfe, der sein großes Buch erfüllt und gar leicht sprühten bei ihm die Funken, leicht quoll etwas Heißes und Spitzes aus den immer arbeitenden Tiefen seiner Leidenschaft empor".

Er zeigt uns die Wege, die verfolgt werden müssen. „Hätten die Kimbrer ihren Angriff ununterbrochen fortgesetzt, so konnte Rom in eine sehr bedrängte Lage geraten" (R. G. II, S. 185). „Nur umfassend und einheitlich durchgeführte Repressivmaßregeln oder vielmehr nur die Einrichtung einer ständigen Seepolizei konnten hier durchgreifende Abhilfe gewähren" (R. G. III, S. 48). Es galt, Ordnung zu schaffen im Osten. „Dazu aber gab es nur einen Weg: daß die römische Gemeinde durch einen von ihr gesandten Satrapen mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung erfasse, die den Königen des regierenden Hauses mehr noch durch eigene Verschuldung als durch äußere Unfälle seit langem tatsächlich entglitten waren" (R. G. III, S. 143).

Mommsen ist beruhigt, wenn seine Helden diesen Weg gehen, aber in äußerste Spannung und Erregung gelangt er, wenn die klare Richtung verfehlt wird, dann faßt er die Verhältnisse noch nachdenklicher zusammen, gibt sich Rechenschaft, wie das Spiel steht und was nun eigentlich zu tun wäre; so spannt er auch unser Interesse ungemein und regt uns zum Mitdenken an.

„. . . so fand sich kein günstigerer Augenblick, den Kampf zu beginnen, als der gegenwärtige: . . . dennoch ließ Mithradates das Jahr 664 ungenützt verstreichen . . . Diese seltsame Verbindung der Politik des Friedens um jeden Preis mit der Eroberung war allerdings in sich unhaltbar und beweist nur aufs neue, daß Mithradates nicht zu den Staatsmännern rechter Art gehörte . . . Aber auch so läßt sich sein Beginnen nicht begreifen, wenn man sich erinnert, daß Mithradates in zwanzigjähriger Erfahrung die damalige römische Politik kennen gelernt hatte" (R. G. II, S. 280).

„Wenn Scipio zurückwich und die Küstenstädte preisgab, so konnte er vielleicht einen Sieg erfechten wie die, welche des Orodes Vezier über Crassus, Juba über Curio davongetragen hatten, wenigstens aber den Krieg ins Unendliche hinausziehen. Diesen Feldzugsplan ergab die einfachste Überlegung: Selbst Cato, obwohl nichts weniger als ein Strateg, trieb dazu. . . Allein Cato

konnte nur raten, nicht befehlen; der Oberbefehlshaber Scipio entschied, daß der Krieg in der Küstenlandschaft geführt werden solle. Es war dies nicht bloß insofern verkehrt, als man damit einen sicheren Erfolg verheißenden Kriegsplan fahren ließ, sondern auch insofern, als die Landschaft, in die man den Krieg verlegte, in bedenklicher Gärung, und das Heer, das man Caesar gegenüberstellte, zum guten Teil ebenfalls schwierig war. . . Indes Scipio beharrte mit aller dem Unverstand eigenen Hartnäckigkeit auf seinem Plan . ." (R. G. III, S. 454). Und im Lager der Koalition bei Pharsalos achtete man es nicht, „daß man sich gefaßt halten mußte, in Thessalien auf eine völlig erfrischte und reorganisierte Armee zu treffen, und daß es nicht geringe Bedenken hatte, vom Meere sich entfernend und auf die Unterstützung der Flotte verzichtend, dem Gegner auf das von ihm gewählte Schlachtfeld zu folgen" (R. G. III, S. 425).

So führt uns Mommsen alle Möglichkeiten an, sei es wie oben in der Überlegung aus der Perspektive, oder sei es in aufwallenden leidenschaftlichen Fragen.

„Warum nicht die Machthaber mit offenem Visier angreifen? Warum kassierte nicht ein entschlossener und namhafter Mann an der Spitze des Senats die außerordentlichen Gewalten als verfassungswidrig und rief die sämtlichen Republikaner Italiens gegen die Tyrannen und deren Anhang unter die Waffen?" (R. G. III, S. 315). „Zwar hatte die Soldateska festgehalten an Sulla . . .; aber was ließ sich erwarten, wo Geld und Zufuhr ausblieben, wo der Feldherr abgesetzt und geächtet, sein Nachfolger im Anmarsch war und zu allem diesem der Krieg gegen den zähen seemächtigen Gegner aussichtslos sich hinspann!" (R. G. II, S. 292).

Wie in der Dichtung werden wir ungeduldig, wenn der Held doch immer und immer wieder von den klar gezeichneten Spuren ablenkt. Mommsen macht uns zu Wissenden. Der erste Zusammenstoß zwischen Hannibal und Scipio hatte gezeigt, „so hatte man erstens zum dritten Mal durch seine Lässigkeit die Bundesgenossen und eine wichtige Verteidigungsstelle preisgegeben, zweitens, indem man nach diesem ersten Fehler vom verkehrten Rasten zum verkehrten Hasten überging und ohne irgend eine Aussicht auf Erfolg nun doch noch tat, was mit so sicherer einige Tage zu-

vor geschehen konnte, eben dadurch das wirkliche Mittel, den Fehler wieder gut zu machen, aus den Händen gegeben. Seit Hannibal diesseits der Rhone im Keltenland stand, war es nicht mehr zu hindern, daß er an die Alpen gelangte"; und nun gibt Mommsen noch einen Ausweg an, der ihm aus der Überlegung kommt: „allein wenn sich Scipio auf die erste Kunde hin mit seinem ganzen Heer nach Italien wandte . . . und mit seinem Korps die schwachen Abteilungen im Potal vereinigte, so konnte er wenigstens dort dem Feind einen gefährlichen Empfang bereiten" (R. G. I, S. 580). Mit äußerster Erregung wird man nun verfolgen, was Scipio tut, und es ergibt sich dann aus der bloßen Weiterführung der Ereignisse eine gewisse Trostlosigkeit über die Uneinsicht des Feldherrn.

Mommsen wartet mit seinem Urteil nirgends hinter den Bergen, kommt dieses doch aus seinem Drange nach Wahrhaftigkeit, aus welchem fließt „jener besondere Sinn für das Sicherstellen des Positiven und Faktischen, jenes Bestreben, zuerst und vor allem die Überlieferung rein und klar und vollständig zu ermitteln und darzulegen", den Mommsen Otto Jahn zuschrieb.

Mit Fragen peitscht er die Erzählung auf.

„War es ein Wunder, daß fortan der Groll immer und wo sie es wagte, der Schrecken das Regiment der altadeligen Herrenpartei bezeichnete?, daß die Regierenden noch unendlich schroffer und gewaltsamer als bisher gegen die nichtregierende Menge als festgeschlossene Partei zusammenstanden, . . . daß je gewaltsamer und grausamer einer der Ihrigen gegen die Gegenpartei aufgetreten war, er desto entschiedener von ihnen gefeiert, dem echten Aristokraten jeder Frevel, jede Schamlosigkeit verziehen ward?, daß die Regierenden und die Regierten nur darin nicht zwei kriegführenden Parteien glichen, daß in ihrem Krieg kein Völkerrecht galt?" (R. G. II, S. 130). „. . . war der Mann, der diese Rache und diese Wünsche zu erfüllen verstand, endlich gefunden in dem Sohn des Tagelöhners von Arpinum?, stand man wirklich an der Schwelle der neuen vielgefürchteten und vielersehnten zweiten Revolution?" (R. G. II, S. 188).

Und die Kampflust des Entdeckers, der mit eigenem Zerlegen und Zerdenken der Dinge seine Erkenntnisse gewann, bricht aus,

wenn Mommsen einen Widerstand spürt, wenn es gilt, gegen alte und fremde Meinungen Stellung zu nehmen. Dann ist er nicht der kühle Forscher, der beweisen will, sondern der Redner und Anwalt, der überredet, überrumpelt und in seinen Bann zwingt. Darin liegt es, daß es so schwer ist, anderer Meinung zu sein als er, denn er vernichtet zum Voraus jeden Einwand, indem er ihn kopflos oder lächerlich macht.

„Daß nun Gaius Gracchus keineswegs, wie viele gutmütige Leute in alter und neuer Zeit gemeint haben", oder „das offenbart die Sempronische Verfassung selbst mit voller Deutlichkeit einem jeden, der Augen hat und haben will", oder „Träumer, wie sein Vorgänger einer war und Schwindler, wie sie die Folgezeit heraufführte, möchten dies in Abrede stellen" (R. G. II, S. 115).

„. . . jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild (Caesars) mit denselben wesentlichen Zügen erschienen" (R. G. III, S. 467).

„Nur von der verächtlichen Unredlichkeit oder der schwächlichen Sentimentalität kann es verkannt werden . . ., bloß die Jämmerlichkeit sieht hier nichts als politische Berechnung" (R. G. I, S. 721).

Mit inniger Überzeugung vertritt Mommsen seine Meinung, das zeigt sich namentlich in seiner Diskussion über den Wert der Griechenpolitik der Römer, wo er als Verteidiger und Anwalt der Römer auftritt, aber auch an anderen Stellen und bei anderen Gelegenheiten.

„Es ist mehr als ein Irrtum, es ist ein Frevel gegen den in der Geschichte mächtigen heiligen Geist, wenn man Gallien einzig als den Exerzierplatz betrachtet, auf dem Caesar sich und seine Legionen für den bevorstehenden Bürgerkrieg übte. . . Caesar bedurfte wohl für seine Parteizwecke einer militärischen Macht; Gallien hat er nicht als Privatmann erobert . . ., es war ein genialer Gedanke, eine großartige Hoffnung, welche Caesar über die Alpen führte . . ." (R. G. III, S. 222).

„Für den Verständigen wird es weder dafür eines Beweises bedürfen, daß Caesar beabsichtigte, die höchste Gewalt dem Gemeinwesen einzufügen, . . . noch auch dafür, daß er für die

neue Institution eine entsprechende und einfache Bezeichnung ausersah“ (R. G. III, S. 480).

Diese Art des Gefechtes prägt dem ganzen Werk die Eigenart und die Lebenswahrheit ein. Sie ist eine Macht, die oft blindlings überzeugt. Noch verstärkt wird sie durch die Gewißheit der gründlichen Arbeit. Man darf Mommsen in die Werkstatt hineinblicken, und er ist nicht etwa einer von jenen, „von denen man fast könnte zu der Ansicht hinneigen, daß es ihnen unendlich schwer fällt, ein Nichtwissen zu bekennen“ (W. Maurenbrecher, Raumers hist. Taschenbuch, 6. Folge, I. Jahrg., 1882).

Er schiebt die Überlieferung in den Vordergrund. „Also lautet die Überlieferung“, oder „so wird erzählt“, oder „so mag das Amt des karthagischen Feldherrn mit Recht von römischen Schriftstellern als Diktatur bezeichnet werden“ (R. G. I, S. 497).

Aber die Überlieferung reicht nicht überall aus.

„Zwar in das gewaltige Völkergetümmel . . . reicht die Fackel der Geschichte nicht, . . . indes es ist die Pflicht des Geschichtsschreibers, auch die Lücken in dem Buche der Völkergeschichte zu bezeichnen“ (R. G. III, S. 302).

„Es ist zu bedauern, daß wir die Ursachen dieses plötzlichen Umschwunges in der oberflächlichen Überlieferung nicht mehr genügend erkennen“ . . . (R. G. II, S. 244).

Oder es wird eine Erkenntnis nur sehr schwer oder gar nicht gewonnen.

„. . . daß sich alle diese Städte unter Karthagos Botmäßigkeit begaben, ob freiwillig, . . . oder gezwungen, ist nicht mehr nachzuweisen“ (R. G. I, S. 491).

„. . . denn von der inneren Verwaltung schweigt unsere Überlieferung leider durchaus“ (R. G. II, S. 268).

„Es ist eben darum nicht leicht . . .“ (R. G. III, S. 223).

Ist das Urteil Sicherheit, die aus Beherrschung des Stoffes kommt, ist es auch Sicherheit, die sich auf eine feste Weltanschauung gründet. Daß Mommsen seine Weltanschauung in seinem Werke zur Geltung bringt, das trägt mit in der Hauptsache zur Einheit und Vollständigkeit des Eindruckes. Wenn es wahr ist, was Maeterlinck philosophisch in seinem Buche von der inneren Schönheit sagt, daß der Mensch sich selber immer wieder

antreffe, so darf man gewiß auch sagen, daß der Historiker diejenigen Triebkräfte einer Entwicklung am tiefsten ahnen wird, die ihm selber eigen sind.

Dem Bedeutenden steht allem voran das Bedeutende und er empfindet es „ungerecht, kleinliche und egoistische Motive für Handlungen anzunehmen, zu deren Erklärung die pflichtmäßigen vollkommen ausreichen“ (R. G. III, S. 65).

Peter sagt in der Behandlung der sizilischen Frage: „Die Konsuln brachten indem die Sache an das Volk und dieses, in dem Punkte der Ehre weniger empfindlich und umso empfänglicher für die lockende Aussicht auf die sich darbietenden großen Vorteile, trug keine Bedenken, das Gesuch der Mamertiner zu gewähren“.

Mommsen meint: „Es war einer der Augenblicke, wo die Berechnung aufhört und wo der Glaube an den eigenen Stern und an den Stern des Vaterlandes allein den Mut gibt, die Hand zu fassen, die aus dem Dunkel der Zukunft winkt und ihr zu folgen, es weiß keiner wohin“.

Es bleibe dahingestellt, welches Urteil der Wahrheit am nächsten kommt, für diesen Moment ist aber von Bedeutung, daß allein Mommsens Auffassung weit und hinreißend ist. Sie verknüpft das Ereignis mit dem Universum und fügt sich ein in den hohen Begriff der göttlichen Notwendigkeit in der Geschichte.

Dem Höhenwanderer werden viele Dinge Erkenntnis und Gewißheit.

„Wenn der Mensch keinen Genuß mehr in der Arbeit findet, und bloß arbeitet, um so schnell wie möglich zum Genuß zu gelangen, so ist es nur ein Zufall, wenn er kein Verbrecher wird.“

„Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Tuns; der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf“ (R. G. III, S. 300).

„Der gewöhnliche Mensch ist zum Dienen bestimmt und er sträubt sich nicht, Werkzeug zu sein, wenn er fühlt, daß ein Meister ihn lenkt“ (R. G. III, S. 377).

Und aus dem Gefühl der unendlichen Aufgabe des Lebens quillt die Begeisterung, die Leidenschaft, ohne die es für Mommsen

keine Genialität gibt, und die Mommsen trotz der Möglichkeit des Irrtums führte zur „Originalität, Lebendigkeit, zu Schaffensfreude“ (Hartmann, Th. M., S. 146).

Sie führte ihn auch zum Idealismus, und er begeistert sich für die jungen Mannschaften aus den Städten und Dörfern Norditaliens, „die noch fähig waren, für Ideale zu fechten und zu sterben“ (R. G. III, S. 373).

Aber über sich fühlte er die Gewalt des Schicksals und manchmal beschleicht ihn das ehrfürchtige Gefühl des Wunderbaren und Unausdenklichen:

„. . . eine seltsame Fügung dabei war es . . .“ (R. G. II, S. 315). „Es ist ein seltsames Verhängnis, daß dies ungemeine . . . Talent in eine Zeit gefallen war, in der es selber sich fremd und verwaist fühlte“ (R. G. III, S. 595), Marius ist auf der Höhe seiner Wünsche, „aber auch jetzt noch wie in der alten Sagenzeit übten sie (die Götter) die verhängnisvolle Ironie, den Menschen zu verderben, durch die Erfüllung seiner Wünsche“ (R. G. II, S. 313), und Caesar erscheint Mommsen als ein „Zauberer“, ihm, der immer und immer nur mit Bitterkeit es erfuhr, daß die menschliche Erkenntnis nicht bis zum Grundstock aller Dinge vordringen darf. Mommsen hat mit dem Leben gerungen. Daraus quillt die Tiefe seines Wesens und der Ernst seiner Überzeugung. Er empfand den heiligen Geist der Geschichte und die Gefahr, sich diesem in den Weg zu stellen. Ihm aber wird daraus auch die begeisternde Gewißheit von dem „notwendigen endlichen Sieg des Edeln über das Gemeine“, und die Bescheidenheit, die sich selber einordnet als ein Glied in das Weltgefüge, denn

„Das Verhängnis ist mächtiger als das Genie“.

Literatur-Nachweis.

Ganz oder teilweise durchgesehene Werke:

Ernst Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode, Leipzig.

Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Berlin und Stuttgart 1910.

Adolf Frey, Die Kunstform des Laokoon.

Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, München und Berlin 1911.

Guglielmo Ferrero, Größe und Niedergang Roms, Stuttgart.

— Die Dichter Roms, herausgegeben von Walther Lohmeyer, Stuttgart.

Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, I. Bd., Stuttgart 1859.

H. Ganz, Ästhetische Studien zu Spittelers Olympischem Frühling.

Hartmann, Theodor Mommsen, Gotha 1908.

Hertzberg, Griechenland unter den Römern, Halle 1866.

Hist. Zeitschrift, hg. v. H. v. Sybel, I. Bd., München 1859.

Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, Berlin 1886.

Lazarus, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, III. Bd., Berlin 1865.

Liederbuch dreier Freunde, Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen, Kiel 1843.

Mommsen, Römische Geschichte, Berlin, I. Bd., 1912, II. Bd., 1908, III. Bd., 1909, V. Bd., 1909.

— Oskische Studien, Berlin 1845.

— Römische Chronologie, Berlin 1858.

— Über das römische Münzwesen, Leipzig 1850.

— Die Schweiz in römischer Zeit, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft, Bd. IX, 2. Aufl., 1. Heft, 1854.

Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums, I. Bd., 3. Aufl., Stuttgart und Berlin 1910.

Niebuhr, Römische Geschichte, Jena 1844.

Orth, Versuch einer Theorie der historischen Wissenschaft, Rostock 1869.

Peter, Geschichte Roms, Halle 1865.

Raumer, Historisches Taschenbuch, 6. Folge, I. Jahrg., Leipzig 1882.

Ritter, An Leopold von Ranke, über deutsche Geschichtsschreibung, Leipzig 1867.
Ranke, Geschichten der romanischen und germanischen Völker, I. Bd., Leipzig und Berlin 1824.
— Meisterwerke, München und Leipzig 1914.
— Weltgeschichte, Leipzig 1910.
Wartmann, Leben des Cato von Utica, Zürich 1859.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032019866

874 M7322
Looser

874 M7322

MAY 20 1929